



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Aus jüdischer Seele

Loewenberg, Jakob

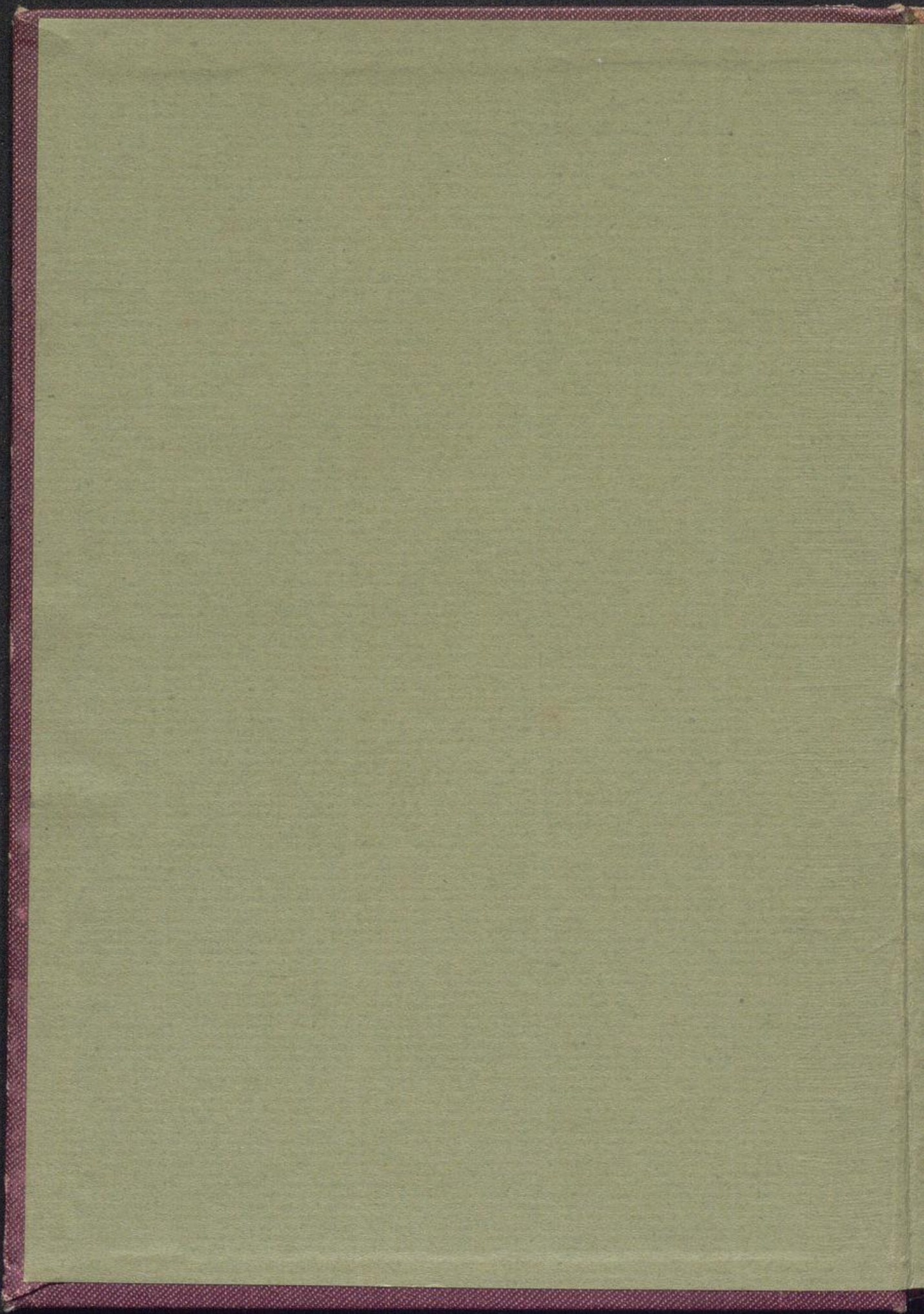
Hamburg, [1911]

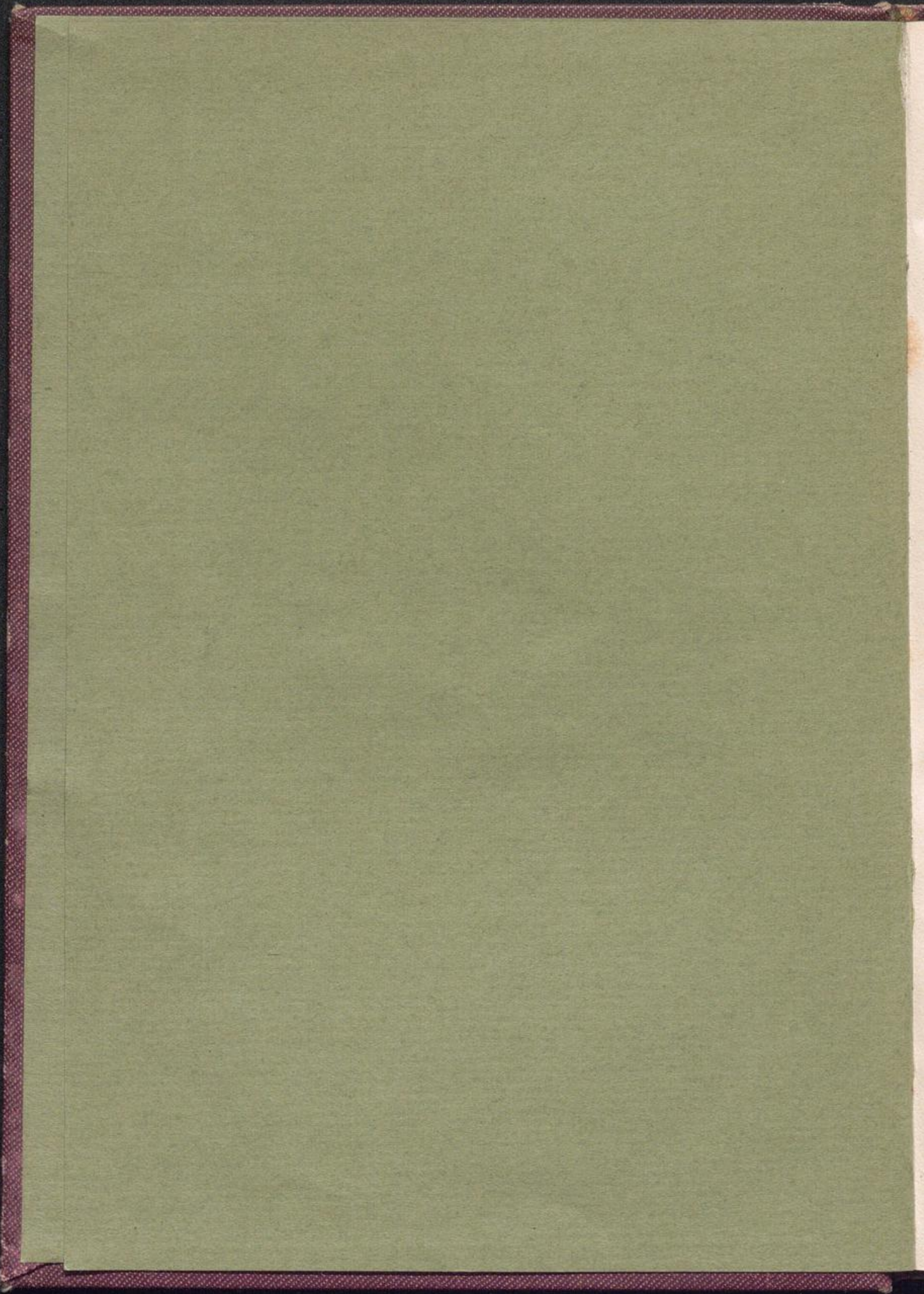
[urn:nbn:de:hbz:466:1-49543](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49543)

Aus jüdischer Seele
Gedichte von J. Loewenberg



Verlag von M. Glogau jr. Hamburg





1506

um 1910

Wagner

Aus jüdischer Seele.

Von demselben Verfasser erschienen ferner in meinem Verlage:

- Neue Gedichte. Geheftet 2 M., gebunden 3 M.
Von Strand und Straße, Gedichte. Gebunden 3 M.
In Gängen und Höfen. Eine Hamburger Erzählung.
Geheftet 1 M., gebunden 1,50 M.
Rübezahl. Ein Märchenspiel in drei Akten. 2. Aufl. Geheftet 60 Pf., gebunden 1,80 M.
Gustav Srenssen. (Von der Sandgräfin bis zum Jörn uhl.) Mit einem Bildnis Gustav Srenssens. Geheftet 50 Pf.
Vor dem Feind. Trauerspiel in 5 Akten. Broschiert 1,50 M.

Ferner erschienen:

- Gedichte. Geheftet 2 M., gebunden 3,50 M. Verlag von Gerhart Rühmann, Dresden.
Deutsche Dichter-Abende. Vorträge über neuere deutsche Literatur. Mit einem Bildnis Liliencrons. 2 M., gebunden 3 M. Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schulze, Hamburg.
Detlev von Liliencron. Mit Bildnis des Dichters. Geheftet 50 Pf., geb. 1 M. Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schulze, Hamburg.
Geheime Miterzieher. Studien und Plaudereien für Eltern und Erzieher. 5. Aufl. Geheftet 1,50 M., gebunden 2,50 M. Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schulze, Hamburg.
Stille Helden. Novellen. Geheftet 2 M., geb. 3 M. Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schulze, Hamburg.
Vom goldenen Überfluß. Eine Auswahl aus neueren Dichtern für Schule und Haus. 100.—110. Tausend. Gebunden 1,80 M. Verlag von R. Voigtländer, Leipzig.
Steht auf, ihr lieben Kinderlein. Eine Anthologie für das jüngere Kindesalter. Gedichte aus älterer und neuerer Zeit für Schule und Haus, herausgegeben von Gustav Falke und Jakob Loewenberg. Kartoniert 2 M., geb. 3 M. Verlag von Hermann und Friedrich Schaffstein, Köln a. Rh.
Aus der Welt des Kindes. Ein Buch für Eltern und Erzieher. 1. und 2. Tausend. Geheftet 2 M., geb. 3 M. Verlag von R. Voigtländer, Leipzig.

Aus jüdischer Seele
Gedichte

Von J. Loewenberg

Dritte vermehrte Auflage

Verlag von M. Glogau jr., Hamburg

Aus jüdischer Seele? hör ich staunend fragen,
Als sei es Hochmut, der dies Wort sich wähle.
Und ist nur eines wunden Herzens Klagen,
Ein Schrei um Recht aus einer Menschenseele.

03
SR
1377



06/2200

Dem Andenken

meines Vaters.

Inhaltsverzeichnis.

Lieder eines Semiten.

	Seite		Seite
Mein Vaterland	9	Ein Freund Israels	27
Freiwild	10	Umsonst	29
Das eiserne Kreuz	11	Getauft	30
Aus der Schule	13	Judenkirchhof in der Heide ..	32
Woher?	14	Blut	34
Semit	16	Wann endlich?	36
Ausgewiesen	18	Prolog	38
Eine alte Sabel	24	An den Wassern	41
Euch Klage ich an	25	Wasser	43
Ein Trost	26	Uhasver	46

Gestalten.

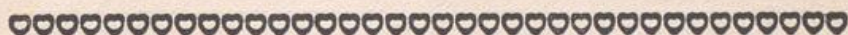
Judas Tod	51	Kämpfen und Bauen	64
Der Rabbi	54	Isaak Löwenthal	66
Selne	59	Beruria	68

Zu Hause.

Hasenbrot	83	Gute Nacht	96
Des Vaters Gebetbuch	85	Von ihren Leuten wohnt hier keiner mehr	98
Der Mutter	87	Ein neues Haus	100
Am Meer	87	Auf einem alten Wege	102
Sabbathruh	89	Zu Hause	105
Alles zum Guten	91	Im Kreise	106
Frühlingsmahnung	92	Meinem Jungen	107
Ein Geburtstag	94		

Lieder eines Semiten.

UNIVERSITÄT PADERBORN



Mein Vaterland.

Mein Vaterland! Wie's mich durchschauert
Bei deines Namens heiligem Klang!
Mein ward, um was ich tief getrauert
In finstren Zeiten Sturm und Drang.
Nicht bist du frei mir zugefallen
Als Menschenrecht, als göttlich Gut:
Ich habe heiß um dich gerungen
In schwerem Kampf mit Schweiß und Blut.

Und schallt es nun aus Red und Schriften:
„Du Fremdling, fort, was suchst du hier?“
Das Leben könnt ihr mir vergiften,
Kein bleibt und treu die Seele mir.
Ihr könnt mir das Gefühl nicht rauben,
Das freudigstolz die Brust mir schwellt;
Trotz euer: Deutschland über alles,
Ja, über alles in der Welt!



Freiwild.

Ich wähnte mich von Recht umfriedet,
Geborgen von der Freiheit Schild,
Da trieb euch frevle Lust zur Hege:
Ihr wart die Jäger, ich das Wild.
Ihr scheuchtet mich aus meinem Frieden,
Verfolgtet mich von Ort zu Ort,
Und wenn ich vor Verzweiflung stöhnte,
War's euch ein frommer, edler Sport.

Jagt zu, jagt zu! Schwingt eure Waffen,
Die ihr mit scharfem Gift geätzt.
Und wenn das Weidwerk euch gelungen,
Wenn ihr das Wild zu Tod gehegt,
Wenn's mit dem letzten Blick noch fordert
Die Sühne für den Friedensbruch:
Dann betet zu dem Gott der Liebe
Und holt des Pfaffen Segensspruch!



Das eiserne Kreuz.

Es sitzt in niedrer Kammer ein Greis gebückt,
allein.

Umflort vom Spätherbstnebel schaut trüb der Tag
herein.

Des Alten Blick starrt tränend aufs Blatt in seiner
Hand,

Da steht: Der Jud bleibt Fremdling, er hat kein
Vaterland.

„Kein Vaterland! Ein Fremdling! Ist das der Treue
Lohn?“

Der Krieg, der mitleidlose, nahm mir den einzigen
Sohn.

Bei Metz ist er gefallen, er stritt in erster Reih,
Nicht frug des Seindes Kugel, ob er ein Jude sei.

Man hat den Todeswunden noch mit dem Kreuz ge-
schmückt,

Sie haben's dann uns Alten zum Trost hierhergeschickt.

Wer tröstet eine Mutter? Sie folgte bald ihm nach.
Da hatt ich schwer zu tragen, daß schier das Herz
mir brach.

Doch als ich sah erstehen des Reiches Herrlichkeit,
Wie hab ich mitgejubelt im tiefsten Seelenleid!

Nun packt mich bitterer Zweifel, wofür denn stritt mein
Kind,

Wenn wir noch stets als Fremde verfemt, geächtet sind?

Wofür denn hat er freudig sein Leben eingesetzt?
Daß man beschimpft den Vater, die Seinen höhnt
und hegt?

Doch nein, fort Groll und Zweifel! Den Trost, den
ich empfand,
Ihr sollt ihn mir nicht rauben, — er fiel fürs Vater-
land.

Fürs Vaterland! Wer trennte ein Band, so fest gefügt?
Vernehmt's ihr frechen Schelme, ihr lügt, bei Gott,
ihr lügt!"



Aus der Schule.

Mein Kind kam heute von der Schule her,
Den Kopf gesenkt, das Auge tränen schwer,
„Was ist dir, Junge? Dich drückt eine Last,
Sag frei heraus, was du verbrochen hast.“
Da schmiegt er sich in meinen Arm hinein:
„Ist's denn so schlimm, o Vater, Jude sein?“
„Ein Schicksal ist's und eine schwere Pflicht,
Mein Kind, was Buben sprechen, acht es nicht.“
„Der Lehrer selber hat es vorgebracht,
Die ganze Klasse hat darob gelacht.“

So war's bisher noch immer nicht genug,
Was grimmer Haß an giftigen Früchten trug?
Fällt auch die Kindesseele, rein und klar,
Ein Opfer auf des Molochs Blutaltar?
Mann gegen Mann! ist auch der Kampf nicht gleich;
Mann gegen Kind — das ist ein schlechter Streich!
Das ist Verrat am kindlichen Vertrauen,
Ist Schändung, Mord, — mich packt ein wildes Graun.
Ihr habt verhöhnt mich, habt mich angespien,
Bedauert hab ich euch und euch verziehn.
Ich war zu stolz, wes ihr euch auch erfrecht, —
Um meines Kindes Tränen heisch ich Recht!



Woher?

Gewiß, wir sind nicht schuldlos, wir wollen es
nicht sein,
Wir wissen's selbst, von Flecken ist unser Kleid nicht
rein.

Ihr zeigt darauf verächtlich, verklagt, verhöhnt uns
schwer,
Doch von den strengen Richtern, kein einziger fragt,
woher?

Woher? Ich will's euch sagen: Der Weg war rauh
und weit,
Den wir so lang gezogen in Elend und in Leid.

Vertrieben aus der Heimat, vom stillen Herd verbannt,
Gleich Horden wilder Tiere gehezt von Land zu Land.

Nicht Ruh, um aufzuatmen, nicht Rast ward uns
geschenkt,

Die Scholle selbst vertrieb uns, die unser Blut getränkt.

Stets hinter uns die Meute: Der Haß, der Glaubens=
wahn;

Das Grab allein die Zuflucht auf unsrer Leidensbahn.

Wenn nun vom Schlamm des Weges, vom Schweiß
und vom Blut
Nicht alle Flecken tilgte der neuen Zeiten Flut,
Habt ihr ein Recht zu höhnen, zu schmähen liebeleer?
Schlagt an die Brust euch selber und fragt: Woher?
woher?



Semit.

„Semit! Und fühlst du nicht die Schande,
Errötest du nicht bei dem Wort?“

„Ich fühl's. — Ich zog von Land zu Lande,
Ich wanderte von Ort zu Ort;
Doch ob ich in der Heimat flure,
Ob fern den Frieden ich gesucht:
Allüberall fand ich die Spuren
Von jenem Volke, tief verrucht.

Trat ein ich in der Schule Hallen,
Was lehrte man in frommer Glut?
Daß sichtbar Gottes Wohlgefallen
Auf dem Semitenvolk geruht,
Daß seiner Lehre heilige Flamme
Der sünd'gen Menschheit Leuchte war,
Und daß ein Weib von diesem Stamme
Der Welt den Heiland einst gebar.

Und wenn ich meine Schritte lenkte
Zu jener hehren Stätte hin,
Wo der Bedrückte, der Gefränkte
Sucht seines Rechtes Hochgewinn:

Worauf war das Gesetz gegründet,
Nach dem man Urteil sprach und Recht?
Auf jene Lehren, die verkündet
Einst dem semitischen Geschlecht.

Sorch, Jubelhymnen fröhlich klingen
Hin durch der Kirche hohes Chor,
Und fromme Lobgesänge schwingen
Begeistert sich zu Gott empor.
Wie freudig sich die Herzen heben
Bei ihrem weihervollen Klang!
Was läßt in Andacht sie erbeben?
Ein Psalm ist's, ein Semitensang.

Semit! Ich senk das Auge nieder,
Wenn höhrend dieses Wort erklingt;
Mich quält's, daß der Verleumdung Syder
Kein Feuerbrand der Wahrheit zwingt,
Daß du nicht kannst den Drachen töten,
Mein Deutschland, sonst so ritterlich:
Als Jude fühl ich kein Erröten,
Jedoch als Deutscher schäm ich mich!"



Ausgewiesen.

I.

Frühlingsglück! Die jungen Blüten
Sonnensich im milden Strahle;
Hell vom Neste schlägt die Amsel,
Jauchzend springt der Bach zu Tale.

Hoffnung winkt auf allen Wegen;
Schaffensdrang und frohes Streben
Glühn in jedem Menschenauge:
Eine Lust ist es zu leben!

Eine Lust? O, sieh das Elend,
Sieh die jammernden Gestalten!
Kinder, die im Jungertode
An der Mutter Brust erkalten.

Jünglinge, die siech und elend,
Sterbensmatt zusammenbrechen;
Männer, deren hagre Züge
Von Verzweiflungswahnsinn sprechen.

Fernher aus der „lieben Heimat“
Hat die Armen man vertrieben,
Weggerissen aus den Häusern,
Von den Gräbern ihrer Lieben.

Arm und bloß hinausgestoßen,
Sortgejagt in Not und Grauen,
Glücklich, wer das nackte Leben
Kettet aus des Wolfes Klauen.

Ruhlos, rastlos immer weiter!
Nächtens vor dem Tag zu beben
Und am Tag die Nacht zu fürchten:
Eine Lust ist es zu leben! —

Nein! Doch Lust ist's, Not zu lindern,
Seilen, wo die Wunden klaffen,
Gegen Haß und Wahn zu streiten
Mit der Liebe starken Waffen.

Mit der Liebe starken Waffen
Rüstet euch, ihr Brüder alle,
Recht und Menschlichkeit wird siegen,
Und die Bosheit kommt zu Falle!



II.

Welch wild Gedränge auf dem Deck
Von Kindern, Männern, Frauen!
Ein Suchen, Rufen, Weinen, Schrein,
Ein banges Vortwärtsschauen.

Aus hohlen Augen stiert die Not,
Die Furcht: Wie wird sich's fügen?
Und unermesslich tiefes Weh
Spricht aus den hager'n Zügen.

Und doch ward euch das Scheiden schwer
Vom Land, das euch geknechtet,
Das mit der Willkür Tyrannei
Verbannt euch und entrechtet.

Das ist das Erbteil eures Stamms:
Mit festem Sinn zu hangen
An allem, was einmal das Herz
In Liebe heiß umfängen.

Das ließ, wenn auch verkümmert nur,
Seit vielen hundert Jahren
Der deutschen Sprache trautes Wort
Beharrlich euch bewahren.

Das stärkte euch im Glauben stets
Mit Wunderkraft aufs neue,
Das war in der Verfolgung Nacht
Der Leitstern euch: die Treue! — —

Die Pfeife schrillt. Die Töne los!
Der Rauch steigt aus dem Schlothe.
Durch düstre Wolken bricht ein Strahl,
Ein lichter Friedensbote.

Sahrt wohl! Auf eurer Stirne glüht
Der Hoffnung bleicher Schimmer.
Sahrt wohl! Wohin der Kiel euch trägt,
Erlösung winkt euch immer.

Ob fern der Freiheit Morgenhauch
Euch grüßt als rüstige Särmer,
Ob mitleidsvoll euch bald umfängt
Der Tod, der Allerbarmer!



III.

Im Zug der Ausgewiesnen stand
Der bleiche, abgehärmte Knabe.
Er trug die Geige unterm Arm,
Sein Reichthum, seine ganze Habe.

So war er von dem Heimatsort
Im fernen Rußland ausgezogen,
Nicht ahnend, daß man schnöden Sinns
Ihn um sein Menschenrecht betrogen.

Der Vater und die Mutter tot,
Die hatten's beide gut getroffen,
Kein Freund, der liebend ihn beschützt,
Die Geige nur sein Trost und Soffen.

Wohin, mein armer Knabe, nun?
Die schwache Hand, die zarten Finger
Sind in des Lebens rauhem Kampf
Gar schlechte, ungeschickte Ringer.

Du blickst zum Betteln viel zu stolz,
Du kannst nicht an den Türen stehen
Und um des Mitleids dürftigen Sold
Gesenkten Hauptes schüchtern flehen.

O, nimm die Geige aus dem Schrein
Und zieh von einem Land zum andern
Und spiel den harten Herzen vor
Das Trauerlied vom ewigen Wandern!

Laß deines Volkes trüb Geschick,
Sein Leiden, Dulden, Hoffen, Ringen,
Sein tausendjährig tiefes Weh
In deinen Tönen wiederklingen!

Wenn das die Herzen nicht erweicht,
Nicht auf zur Sühne ruft, mein Knabe,
Dann spiel dir selbst ein letztes Lied
— Und leg dich still zu Grabe.



Eine alte Fabel.

Sie standen wieder an der Quelle,
Doch diesmal war der Wolf im Recht;
Das Wasser hatte ihm, das helle,
Ein Lamm zu trüben sich erfrecht.

Und froh rief er mit gierigem Blicke:
„Man hat als grausam mich verklagt,
Als ungerecht und voller Tücke;
Nun seht doch selbst, was ich gesagt.

Der arme Quell! Wie von Kristalle
Sloß klar und lauter er dahin,
Wer trübte ihn? So sind sie alle,
Ich kenn der Schafe rohen Sinn.

Sie stehlen uns den Trunk, den Flaren,
Sie rauben uns den Bissen Brot,
Sind alle schlecht — ich hab's erfahren —
Und allen drum gebührt der Tod.“

Ein Zittern überfiel die Schafe:
„Es war das eine Lamm allein“ —
„Schweigt!“ rief der Wolf, „auf Schuld folgt
— Und in die Hüften brach er ein. [Strafe!“



Euch Flag ich an.

Euch Flag ich an, ihr Großen und ihr Hohen,
Die ihr euch gern des Volkes Führer nennt!
Ihr saht die dunklen Wetterwolken drohen,
Ihr saht die Blitze gierig niederlohen, —
Und keiner regt sich, ob das Haus auch brennt.

Ein Wort von euch, zur rechten Zeit gesprochen,
Ein Wort von ihm, der einst im Sachsenwald
Gegrollt, daß man die Treue ihm gebrochen,
Daß ihn des Undanks Schlangenzahn gestochen,
Ein Wort, — und machtlos wär der Sturm verhallt.

Ihr bliebet stumm; frei konnt Verleumdung walten,
Sich brüsten, daß sie eure Wege geht.
„Nicht soll der Fremde fürder bei uns schalten,
Wir wollen unser Volkstum rein erhalten,
Fort Toleranz und fort Humanität!“

Und solche Losung durst an euch sich wagen,
Und keiner brach mit freiem Mut den Bann.
Einst wird euch die Geschichte richtend fragen:
„Ihr habt das Volk zu höherm Ziel getragen?
Wo blieb sein Menschentum? — Euch Flag ich an?“



Ein Trost.

Das ist ein Trost in schweren Tagen,
Das läßt uns hoffend in die Zukunft blicken:
Wer sind sie denn, die höhrend uns verklagen,
Die jede Schmach uns anzudichten wagen,
Uns friedlos möchten in das Elend schicken?

Die Neider sind's, die zu der Selbstsucht Zwecken
Sich für des „Volkes Wohl“ zum Kampf entschlossen;
Die Junker sind's, des Vorurtheiles Recken,
Die Pfaffen, die statt Liebe Haß erwecken,
Des Torquemada würdige Genossen!

Das Volk der Arbeit doch mit schwierigen Händen,
Das selbst so lange dulden muß und tragen,
Es läßt sich nicht von jenem Pöbel blenden,
Der stolz sich rechnet zu den „höhern Ständen“. —
Das ist ein Trost in diesen schweren Tagen!



Ein Freund Israels.

„**E**r schlummert nicht, der Hüter Israels,
Der seinem Volke treu die Wege weiset;
Auf sein Geheiß gab Wasser ihm der Fels,
Und in der Wüste ward's mit Brot gespeiset.

Sein auserwähltes Volk, sein Lamm, sein Kind,
Auf das sich reich ergoß der Born der Gnade!
Auch uns, die wir nur schwache Sünder sind,
Hat er geführet auf des Heiles Pfade!

So bringet brünstiglich den Dank ihm dar,
Und denkt der fernern Brüder, meine Lieben,
Der unglückseligen Heiden großen Schar,
Die noch in Nacht und Dunkelheit geblieben.

Ja, unsre Brüder! Drum ist's heilige Pflicht,
Zu öffnen willig ihnen Herz und Hände.
Wohlan, — der Hüter Zions schlummert nicht. —
Zum Liebeswerk bringt her die Liebesspende!“

So sprach er, feurig, hingerissen ganz,
Ein schwacher Sünder, doch ein wohlgenährter;
Auf seinem feisten Antlitz lag ein Glanz,
Ein milder, leuchtender, ein gottverklärter.

Und in den Augen Tränen, licht und rein,
Geweihet den Kaffern, Gallas, Botokuden.
Er sprach ja heute im Missionsverein,
Und morgen — hezt er fröhlich auf die Juden.



Umsonst.

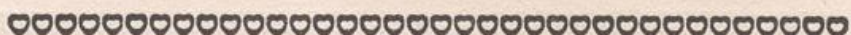
Sie glauben es doch nicht! Viel hundert Jahre
Verfolgte uns der Feinde Schwarm;
In Strömen ist unser Blut geflossen,
Und immer war es rot und warm.

Sie schürten um uns die Feuerbrände,
Dem Gott der Liebe ein Opfer zu weihn;
Die Flammen loderten zum Himmel,
Und immer verzehrten sie unser Gebein.

Sie sperreten uns ein in düstere Gassen,
Sie haben uns Licht und Freiheit geraubt;
Wir haben gestöhnt, geraßt und gerungen,
Und dennoch ward es uns nicht geglaubt.

Nun schleppen wir Bücher herbei auf Bücher,
Jedwedes günstige Wort wird erspürt;
Die Bibel, der Talmud werden durchstöbert,
Die Kirchenväter selbst angeführt.

Wir Toren! und käme ihr Zeiland wieder
Und zeugte für uns — er sprach in den Wind.
Sie glauben es nicht, sie wollen's nicht glauben,
Daß wir, sozusagen, auch Menschen sind!



Getauft.

Getauft! Nun seid ihr frei von Schande,
Da des Germanen Ruhm euch ziert!
Wer merkt's noch, das in Judas Lande
Sich eurer Väter Spur verliert?
Daß jenem Stamme ihr entsprossen,
Dem hell geleuchtet schon der Tag,
Als tiefe Nacht noch ausgegossen
Ringsum auf allen Völkern lag?

Was einst die Väter, leidumnachtet,
Mit wundersamer Kraft gefeit,
Das wird vom Enkel nun verachtet,
Gewechselt wie ein Werktagskleid.
Aus Überzeugung ist's geschehen?
Ich ehre sie, ich rechte nicht;
Doch könnt ihr mir ins Auge sehen,
Trieb euch allein der Wahrheit Pflicht?

Ist's nicht der schnöden Selbstsucht Locken,
Das euch vom alten Pfade reißt?
Die Hoffnung, daß auch euch ein Brocken
Vielleicht vom Tisch der Ehren speist?

Sich unter fremde Sahne stellen,
Wenn rings der heiße Kampf entbrannt —
Pfui über euch, ihr Luggesellen,
Die wahre Ehre nie gekannt!

Sprecht, habt im Herzen ihr erkoren,
Was gläubig euer Mund bekennt?
Ihr schweigt; — so habt ihr falsch geschworen,
Und Meineid eure Seele brennt.
Nicht das der Väter ihr vergessen,
Daß andres Bündnis ihr gewählt:
Nein, daß wir jemals euch besessen,
Das ist es, was uns schmerzt und quält!



Judenkirchhof in der Heide.

Wachholdersträucher stehn im Heidegrund,
Hier groß, dort klein, hier dichtgedrängt zum
Bund,

Und da allein, verummt in Trauertracht,
Als ob sie einen Lieben hergebracht
Und dächten stumm nun sein, der ausgelitten.
Und eine Birke leuchtet in der Mitten.
So still, so ruhvoll friedsam ist es dort,
Der Judenkirchhof heißt beim Volk der Ort. —

Novembersturm, die Flügel weit gespannt,
Sährt pfeifend, freischend durch das Heideland.
Die weißen Flocken, seine Federn, fliegen,
Daß Busch und Baum sich zitternd vor ihm biegen.
Es stöhnt und ächzt und pocht in wilden Schlägen,
Als ob da Tausende im Sterben lägen. —
Der Heidjer kreuzt sich: „Heilige Marie,
Dir, Mutter Gottes, beug ich fromm das Knie,
Du weißt, die Pest geht durch das deutsche Land,
Halt sie uns fern mit deiner starken Hand.“

Da Flopft es an die Türe: „Helft, kommt mit,
Mein Weib, mein Kind, o helft, nur hundert Schritt —

Wir haben auf der Heide uns verirrt" —
Ein Schein vom Spanlicht um sein Antlitz flirrt.
Der Heidjer sieht die angstverzerrten Züge
Und prallt zurück: „Verfluchter Jude, Lüge!
Du bringst den schwarzen Tod in diesen Grund,
Bist selbst der schwarze Tod, pack dich, du Hund!“
Und schlägt nach ihm, als sei's ein wildes Tier,
Der Alte stürzt davon und stöhnt: „Auch hier!“

Am andern Tag fand man die drei erstarrt,
Sat tief im Heidegrund sie eingescharrt. —

Den Judenkirchhof nennt das Volk den Ort,
So still, so ruhvoll friedsam ist es dort.



Blut.

Und tausend Blüten springen wieder
Zell schimmernd auf am Schlehdorn,
Und jubelnd wiegen Lerchenlieder
Sich überm jungen Nest im Korn.
Mit Siegerkraft durch starre Mauern
Ein grünes Zweiglein leuchtend bricht,
Und durch die Welt mit Wonneschauern
Erklingt der Ruf: Es werde Licht!

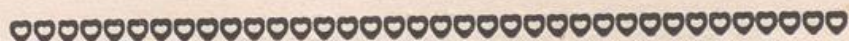
Und wieder steigt im Nebelbrodem
Ein grausiges Gespenst empor
Und schleicht mit eklem, giftigem Odem
Von Haus zu Haus, von Tor zu Tor.
Erzeugt vom Wahn in finstern Zeiten,
Geht's ein Jahrtausendlang schon um,
Läßt Haß und Torheit für sich streiten
Und macht die Wahrheit zag und stumm.

So zieht es lauernd durch die Gassen,
Glogt uns mit frechem Auge an.
Will ich die Hand des Freundes fassen,
Legt's schwer sich auf mich wie ein Bann.

In deines Spieles frohem Sprunge
Was hältst du plötzlich schauernd ein?
Du blickst so trüb, mein armer Junge,
Hörst du es „Blut“ und „Mörder“ schrein?

Gewiß, wir haben Blut getrunken,
Knietief sind wir gewatet drin,
Die liebend uns ans Herz gesunken,
Die Frauen opferten wir hin.
Wir schächteten — vernehm'ts mit Grauen —
Die Kinder die in unsrer Hut,
Doch waren's unsre eignen Frauen,
Doch war es unser eignes Blut!

Warum? O fragst nicht, sei begraben
In Nacht, was aus der Nacht einst kam.
Wir brauchen keine Scham zu haben,
Wär's nicht ums Menschentum die Scham.
Streut, Brüder, Asche auf die Scheitel,
Indes der Lenz sich Kränze slicht.
Herrgott, dein Schöpfungswerk ist eitel,
Wann heißt es endlich: Es ward Licht?



Wann endlich?

„**W**as klagt ihr nur? Man treibt euch nicht von
hinnen,
Kein Scheiterbrand und keine Solter droht.
Ihr dürft besitzen, schaffen, dürft gewinnen,
Man duldet euch; habt ihr in Deutschland Noth?“
„In Deutschland nicht; uns schützen die Gesetze,
Und gleiche Pflicht gibt gleichen Rechts Gewähr.
Wer glaubt es nicht? Wer denkt an Haß und Hege?
Man duldet uns — was wollen wir noch mehr?“

Man ist gerecht, ich hört es selbst gestehen,
Wenn man auf alle schob des einen Schuld;
Ich hab' auch gute Juden schon gesehen.
Wie mir das Herz da schlug ob solcher Schuld!
Ja, manche zweifeln wirklich, daß wir trinken,
Voll Mordbegier der Christenfinder Blut.
O, auf die Kniee laßt uns dankbar sinken,
Kann man noch edelmütiger handeln, Jud?

Bedenk, man treibt dich nicht wie sonst von dannen,
Kein Scheiterhaufen wird mehr fromm entfacht. —
Und doch, man läßt uns auf die Solter spannen,
Man legt auch heut uns noch in Bann und Acht.

Man schändet schamlos unsere Tempelhallen,
Das reinste Streben wird uns frech geschmäht,
Und tief — das ist der schlimmste Fluch von allen —
Mißtrauen frevelnd uns ins Herz gesät.

Wenn liebend mir der Freund zum treuen Bunde
Vertrauensvoll die Hand entgegenstreckt,
Dann quält es mich, ob nicht im Herzensgrunde
Sich doch ein Rest vom alten Haß versteckt.
Und wo ich frei und ganz mich möchte geben,
Der Seele Gut darbringen Stück um Stück,
Da fühl' ich's schmerzlich mahnend mich durchbeben:
Du bist ein Jude, halte dich zurück!

Wie manche Träne heimlich ist geflossen,
Wie's tief in uns geseufzt, gekämpft, gegrollt —
Still, in der Brust sei jeder Schmerz verschlossen,
Es wär zu viel, Mitleid von euch gezollt!
Wir haben's zwei Jahrtausende getragen,
Mit Schwert und Kelle hielten wir die Wacht,
Und wie Jesaias müssen wir noch fragen:
O Wächter, sag, wann endet denn die Nacht?"



Prolog.

Für die Vorstellung zugunsten der verfolgten russischen Juden im
Stadttheater zu Hamburg.

Ein Spätherbsttag. Die Nebel ziehen kalt
Und düster um die Stadt. Vom grauen Himmel
Blickt fahl, als läg im Sterben sie, die Sonne.
Und von den Zweigen, die des Frühlings Knospen
Schon hoffend tragen, rinnt's in Tränen nieder.
Die Menschen schleichen still und scheu umher,
Das Aug voll heißer Sehnsucht und voll Angst:
Was bringt der nächste Tag, die nächste Stunde!

Da gellt ein Knabenruf: „Das Manifest!“
Und abermals: „Das Manifest! Das Manifest!“
Und zitternd fliegt von Hand zu Hand das Blatt,
Und jubelnd springt von Mund zu Mund die Kunde:
„Nun sind wir keine Herde rechtlos mehr,
Nun sind auch wir ein Volk, sind frei, sind frei!“
Und Männer, die sich nie zuvor gesehen,
Umarmen sich und drücken sich die Hand,
Und Frauen stehn dabei und weinen still,
Und Kinder mischen ihr Frohlocken drein.

Und aus den engen Gassen kommen zögernd
Auch Judas Söhne, tief gebeugt den Nacken,
Wie unter einer unsichtbaren Last.

Doch in den hohlen Augen glüht ein Feuer,
Und auf den hageren Wangen strahlt ein Schein,
So hell und hoffnungsfroh wie Morgensonne.

„Auch wir sind frei? Sind keine Parias mehr?
Ist's wahr? O Vaterland, so lohnst du endlich
Doch unsre Treue. Dank dir, heißen Dank!

Nun dürfen frei wir uns zu dir bekennen.

Ja, Vaterland, wo ist ein Boden heiliger,
Als wo in Sehnsuchtschmerzen wir geduldet?
Wo sind wir mehr daheim, als wo wir litten?
Doch jetzt den Nacken stolz und hoch die Stirn
Und frei mit deinen Völkern, Vaterland!“

Und fahl am grauen Himmel steht die Sonne.
Und was in tiefer Nacht der Finsternis,
Der Knechtschaft ward erzeugt und großgewachsen,
Der Menschheit grimme, blutgierige Bestien,
Die stets nach Beute spähn, das schwarze Hundert,
Schleicht jetzt hervor und stürzt mit Wutgeheul
Auf Judas Kinder sich, die freiheittrunknen,
Und mordet, raubt und sengt in wilder Lust.
Und die da wehren sollen, helfen mit,
Und die da helfen wollen, sterben mit.

Da stöhnt ein Kranker: „Gönnt mir noch den Tag!“

Und ist erdolcht. Stumm fleht ein junges Weib,
Und sinkt zertreten nieder in den Staub.

Da schluchzt die Mutter um des Kindes Leben,
Und Kind und Mutter trifft derselbe Streich.

Seht da den Alten, hoch ragt er empor,
Die weißen Locken wehn ihm um die Stirn,

Ist's nicht Jeremias, ist's nicht der Prophet?
Und ruft er Fliegend nicht wie einst: „O Gott,
Sie liegen auf den Straßen, meine Kinder,
Die Knaben und die Greise, Jungfrau und Jüngling,
Sie sind durch's Schwert gefallen, schonungslos!“
Ist nicht Jeremias, ist nicht der Prophet,
Ein Opfer sinkt er bei den Opfern nieder.

Und fahl am grauen Himmel steht die Sonne.

Da schwingt sich auf des Sturmes Roß der Schauder
Und jagt von Land zu Land, von Volk zu Volk,
Und an ihn klammert sich ein nacktes Kind,
Mit großen Augen, hilfeslehend, das Mitleid. — —

Wir wissen's all: Aus Nacht ringt sich das Licht.
Wir wissen's wohl: Die Freiheit schenkt sich nicht,
Sie will errungen, will eropfert sein,
Und immer noch war blutgedüngt ihr Feld.
Und dennoch packt es uns — und dieser Schauder,
Der Schauder vor der Menschheit schwarzem Hundert,
Und mehr noch, dies Gefühl, das weich und warm
Wie Kindeshand an unsre Herzen pocht,
Sie künden uns: Ob Land und Volk euch trennen,
Ob Glaube oder Sitten euch auch scheiden,
Trotz allem und trotz allem, ihr seid Brüder!

So helfet denn als Brüder, helft, o helft!



An den Wassern.

An Deich und Düne braust die Brandung,
Und es stürmt heran in langen Zügen,
Endlos lang.

Schwarze Wagen, rosselos, führerlos,
Umflattert von weißen Leichengewändern,
Stoßen und stürzen und rennen und rollen
Einer über den andern,
Auf und nieder,
Vor und zurück —
Ewiges Kommen und Gehn.

Und tief unten im Grunde
Zieht einer die Glocken,
Und schwer und dumpf
Schallt es herauf,
Sterbeglocken:
Über Trümmer und Leichen ziehn wir dahin.
Dort liegt ein Anker; wo treibt sein Schiff?
Dort ein Stück Mauer; wo blieb das Haus?
Dort eine Stadt; wo lag das Land?
Menschen und Städte und Länder und Reiche —
Ewiges Kommen und Gehn.

Und zwischen den dumpfen Sterbeglocken
Tönt mir ein Klang von fernen Wassern.
Ein Klang, so weich, wie wenn der Wind
Mit tastenden Fingern die Saite rührt,
Ein Klang, so bang, wie wenn ein Kind,
In Nacht verirrt, nach Hause sucht.
Unendlich weich, unendlich weh,
Und doch unzittert vom Ewigkeitshauch. —
Städte und Reiche und Völker versanken,
Du aber lebst, der einst du geklagt:
An Babels Wassern saßen wir und weinten,
Und unsre Sargen hingen an den Weiden.



Wasser.

Gewehrgeknatter in den Gassen
Und Wutgeschrei: Schlagt alle tot!
Kein Jude darf die Stadt verlassen!
Die Räuber, die im Reichtum prassen,
Indes uns Hunger quält und Not!

Hoch unterm Dach liegt tief in Decken
Verhüllt ein Greis mit seinem Kind
Zwei Tage schon in Angst und Schrecken.
„O, Vater, trinken!“ — „Still, nicht wecken,
Die schlimmer als der Tod selbst sind.“

„Es tut so weh! Nur trinken, trinken!“
„Still, Töchterchen, sei gut, sei klug.
Gott wird bald seinem Engel winken,
Und unsere Feinde werden sinken,
Und Wasser gibt's genug, genug!“

Glüh gleißt die Sonne durch die Spalten,
Das Kind wälzt sich in Sieberglut:
„Ach Wasser! ach!“ — Da packt's den Alten
Da kann er sich nicht länger halten:
„Ich hol's und kostet es mein Blut!“

Er kennt den Weg, wie gut! zur Quelle,
Schon hat den Eimer er gefüllt,
Schon steht er an des Hauses Schwelle
Sieht schon sein Kind — „Nicht von der Stelle!“
Ein Hooligan ihm entgegenbrüllt.

Und holt schon aus mit seinen Schlägen
Da ruft ein Zweiter: „Laß den Spaß!
Das ist der alte Wasserträger.
Was Bessres weiß ich, wir die Jäger,
Und hüpfen soll vor uns der Has’.

Und gießt das Wasser aus, das reine,
„Mein arm —“ das Wort erstirbt im Mund.
„O guter Gott, nur nicht das eine!“
„Nur schnell! Sonst machen wir Dir Beine!
Hol frisches uns vom Quellengrund!“

Und zehnmal läuft er hin und wieder,
Und zehnmahl gießen sie es aus,
Da brechen seine alten Glieder,
Und in der Lache stürzt er nieder
Dicht an der Tür vor seinem Haus.

Ein Fußtritt noch. „Genug dem Hunde!“
Nach Stunden schlägt das Aug er auf.
Sein erster Blick zum Eimergrunde,
Ein Tröpfchen blieb noch in dem Kunde.
„Mein Kind!“ und feucht die Trepp hinauf.

Raum ist er bei den letzten Stufen,
Ruft er ihm lachend, weinend zu:
„Schau, wie die Engel Hülfe schufen!
Ich bringe Wasser, ungerufen“ —
Zu spät. Es schläft in ewiger Ruh.

Er stiert es an. „Jetzt mußt du wachen,
Mein Herzenskind, Komm, trink geschwind!
So still? Was machst Du denn für Sachen?
So kalt?“ — Ein wahnsinnwildes Lachen —
Und tot liegt er bei seinem Kind.



Ahasver.

Soch stand er auf des Deckes Rand,
Im Sturmwind flatterte sein Gewand.
Und wie Schaum der brausenden Wogen
Um Stirn und Wange, hager und bleich,
An Furchen und an Narben reich,
Die weißen Haare flogen.
Es starrte sein Auge in düstrer Glut
Wie gähnender Abgrund in schäumender Flut.

Die Schiffer sprachen: Von Rußland her
Zog er mit Weib und Kind übers Meer,
Das Kind liegt im Meere begraben;
Es starb sein Weib im fremden Land,
Er selber ward wieder zurückgesandt,
Man will keine Bettler dort haben.
Nun treibt man ihn wieder, verlassen allein,
In die Heimat, ins alte Elend hinein.

Der Greis blickt auf die Wogen hinaus,
Die zischend und tobend im Sturmgebräus
Bis an die Reeling schlagen.
Zerrissen Gewölk vorüberzieht,
Und laut in der Windsbraut Wanderlied
Tönen des Alten Klagen.
Das ist kein russischer Flüchtling mehr,
Das ist er selber — ist Ahasver!

„Ruhlos, rastlos wie die Wogen, wandern wir von
Strand zu Strand,
Seit Jahrtausenden vertrieben aus der Väter Heimat-
land.

Wild umbraust vom Sturm des Hasses, von der Leiden-
schaft Orkan,
Eine Möve, flügelmüde, flatternd überm Ozean.

Wo sich neue Ideale rangen aus der Zeiten Nacht,
Haben wir die ersten Opfer duldend, hoffend dargebracht.
Als der Welt ward unsre Lehre, daß die Menschen
gleich und frei,
Schleppten Romas Söldnerscharen uns ins Joch der
Sklaverei.

Als die Kreuzgeschmückten Pilger ostwärts trieb des
Glaubens Blut,
Haben fromm sie ihre Wege rotgefärbt mit unserm Blut.
Als verheißungsvoll im Westen aufgetaucht ein neues
Land,
Wurden wir aus Spaniens Fluren, aus dem sonnigen,
verbannt.

Wieder geht ein heißes Sehnen, geht ein Ringen
durch die Welt,
Wieder braust der Sturm verheerend über Judas
schuglos Zelt.
Brause nur! Wie Kampf und Hoffnung dauert ewig
mein Geschlecht,

Ewig heimatlos wie Frieden, wie die Freiheit und
das Recht.

Ewig? Ist's ein Gott gewesen, der zum Wandern mich
verflucht?

Nicht der Gott der Liebe war es, nicht der Gott,
den ich gesucht.

Stets noch harr ich des Messias, der den Drachen
niederringt,

Der da Zwist und Zweifel tilget und der Welt Er-
lösung bringt.

Kommen wird er! Einmal endlich schwinden muß der
Menschen Qual,

Einmal alle licht umscheinen reiner Liebe Himmels-
strahl,

Einmal alle stark umrauschen hehrer Freiheit Flügel-
schlag;

Kommen wird er, sei's der Menschheit, sei's der Welten
letzter Tag!"

Es schweigt der Sturm, als lausch er dem Sang,

Die Woge duckt sich am Klippenhang,

Durch Wolken schimmern die Sterne.

Der Alte schaut in die Nacht hinein,

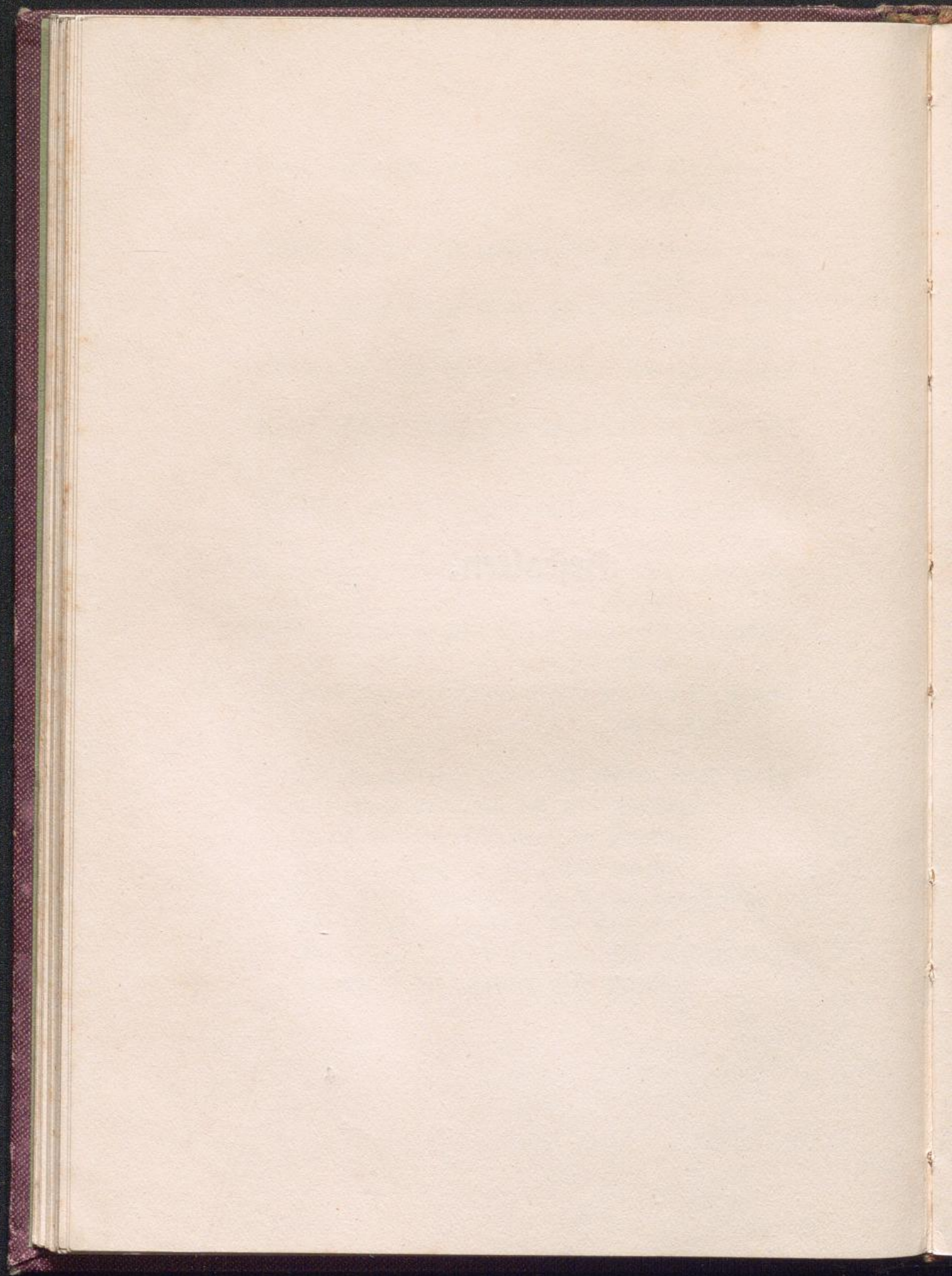
Sein Antlitz umstrahlt ein leuchtender Schein,

Als säh er das Zeil in der Ferne.

Auf springt der Sturm, wild tost das Meer —

Am Mast still lächelnd steht Ahasver.

Gestalten.





Judas Tod.

Es dämmert im Osten, die Schatten fliehen,
Die Palmen beben im Morgenwind;
Auf goldnen Schwingen die Wolken ziehen,
Die Gipfel des Hermon rosig erglühen,
Und strahlend, in schimmernder Pracht beginnt
Die Sonne den Sieges-, den Heldenlauf.
Der Tag ist da; wacht auf, wacht auf!

Sie sind erwacht. Vom Walde, auf steilem Berges-
pfad

Das Heer der Makkabäer zum Kampf gerüstet naht.
Ein Heer die Schar, die kleine? Nur wenige hundert
Mann!

Ein Heer, ein mächtiges, großes, — es zieht ein Held
voran.

Sie sind im Tal, sie rasten. Der Führer prüft die
Reihn;

Da recken sich die Häupter, auf glänzt des Auges
Schein;

Ein Widerstrahl vom Lichte, das seinen Blick erhellt,
Erwärmend, tatenzündend in alle Herzen fällt.

„Dank euch, die ihr geblieben, die treu noch auf der
Wacht,

Was sich nicht sicher fühlte, stahl uns die dunkle Nacht.
Frei ließ ich alle wählen: wer krank ist, geh nach Haus.
Sie waren krank, sie flohen in Schimpf und Schmach
hinaus.

Ob Tausende zu Hundert uns heut geworden sind —
Treu bleibt das Korn dem Boden, die Spreu entführt
der Wind.

Kämpft hier die Zahl allein denn, ist's nur der Arm,
das Schwert?
Das Herz ist's, meine Brüder, mit Treu und Mut
bewehrt!

Wir siegen, müssen siegen, der Kampf sei noch so heiß!
Wir dürfen nimmer weichen, zu herrlich ist der Preis,
Was eure Seele Großes und Schönes je empfand,
Ihr kämpft darum: Um Freiheit, um Gott und
Vaterland!

Wohl ist der Tempel unser. Des Tags vergeß ich nicht,
Da wir darin entzündet das heilige, reine Licht.
Nun stehn die Hallen offen, geweiht ist der Altar!
So bringt heut unserm Gotte das rechte Opfer dar!

Seht, wie die Palmen grüßen im lichten Morgentau!
Hört ihr des Jordans Rauschen durch ferne duftige Au?
Und ist's zum letzten Male, so rauscht im Wellendrang
Der Zeiten unvergänglich von eurem Ruhm der Sang!

Noch einmal Dank, ihr Brüder; ihr wißt, wie ich's
gemeint.

Erhebt die Hand zum Schwure: hier Juda, dort der
Feind

Und mit uns allerwegen der Herr, Gott Zebaoth!“
Vom Berge hallt es wieder: In Freiheit oder Tod!

Durch's Tal des Abends Schatten gehen,
Blutrot die Sonne im Westen sank;
Die jauchzend ihr morgens entgegengesehen,
Sie ruhen stumm auf des Berges Höhen,
Wo nur der Tod sie, kein Feind bezwang.
Um den Führer geschart ruht Mann bei Mann.
Schlafft still, schlafft still! — die Nacht bricht an.



Der Rabbi.

„**M**ein Haar ist grau, mein Auge trübe,
Und immer matter glimmt sein Licht.
Ich hab geforscht so manche Jahre,
Doch wie ich forsche, prüf und übe,
Fern bleibt mir stets das Ewig-Wahre,
Und näher rückt nur eins, — die Bahre,
Ich such umsonst und finde nicht!

Ob je mit seinen Lichteswogen
Ein Tag das Dunkel mir durchbricht?
Mit Blumen und mit Nachtigallen
Kommt Lenz auf Lenz herbeigezogen;
Ich hör der Lieder Klang verhallen,
Ich seh der Blumen Blätter fallen —
Ich such umsonst und finde nicht!“

Der Mitternacht geheime Stunde
Schaut auf des Rabbi bleich Gesicht;
Die Kabbala kann ihm nichts sagen
Von seines Lebens Zweck und Grunde.
Es heult der Sturm, die Zweige schlagen
Ans Haus, es schallt wie höhrend Klagen:
Du suchst umsonst und findest nicht!

Und plötzlich Stille, tief und lange;
Ein Windstoß löscht die Lampe aus.
Des Neumonds erster bleicher Schimmer
Klimmt nieder an der Fensterstange.
Vorüber huscht ein grell Gesimmer,
Und leise tönt ein bang Gewimmer:
„O Rabbi, eil zum Gotteshaus!“

Er hört's, er horcht und schließt die Lider,
Und schriekt bestürzt vom Buch empor.
Will Trug, will Wahrheit ihn umfassen?
„Eil, Rabbi, eil!“ so flüstert's wieder.
Da stürzt er fort durch Straß und Gassen,
Umglänzt vom Mondenschein, dem blassen,
Da steht er vor dem heiligen Tor.

Er wäscht sich nicht wie sonst die Hände,
Nicht klopfst wie sonst er an den Stein,
Daß nicht, von irdischem Ton getroffen,
Der Geister Schar sich heimwärts wende.
Die Pforte steht erwartend offen;
Er schleicht hindurch in Furcht und Hoffen
Und hüllt sich in den Tallis ein.

Er sinnt, und goldner Jugend Tage
Entsteigen der Erinn'ung Meer. —
Sein Blick hängt an des Vaters Munde,
Er lauscht geheimnisvoller Sage:
Zur mitternächtigen Neumondsstunde
Ziehn aus des Grabes dunklem Grunde
Zum Gotteshaus die Toten her.

Was für des nächsten Mondes Wochen
Dem Heimatsort das Schicksal spann,
Wer sterben soll und wer soll leben,
Von ihnen wird es ausgesprochen.
Der kann der Zukunft Schleier heben,
Wer starken Mutes, ohne Beben
Der Geister Wort vernehmen kann.

Und wem zu kämpfen und zu ringen
Das Herz gewaltige Kraft verleiht,
Der kann — da plötzlich wird es helle,
Und horch, ein murmelnd dumpfes Singen.
So tönt es in des Kranken Zelle,
Wenn, heimlich lauernd an der Schwelle,
Der Tod sein Opfer schon geweiht.

Der Rabbi lauscht empor, die Töne
Durchschauern heiß ihm Herz und Sinn.
Was wird die Stunde ihm vertrauen?
„Srei sei mein Blick, das Aug gewöhne
Sich Überirdisches zu schauen!
Sort denn die Hülle!“ Und mit Grauen
Starrt wild er auf die Geister hin.

Wie fremd Gestalten und Gesichter!
Wie fern! und seltsam, so bekannt!
Sie stehen dicht herum im Kreise,
Und alle halten Totenlichter.
Nur einer, in der Mitte, leise
Liest Namen ab in Trauerweise
Von einem Blatt in seiner Hand.

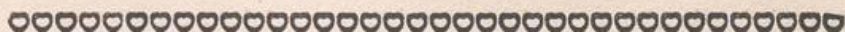
Der Rabbi bebt, — des Vaters Stimme!
Und alle Namen wohl vertraut.
Es sind die Besten der Gemeinde.
„Halt ein, o Tod, in deinem Grimme!“
Er springt empor zum heiligen Schreine,
Ein Griff, — das Blatt — er ist alleine,
Und ausgetilgt ist Licht und Laut.

Der erste Strahl trifft ihn am Morgen
Auf harten Steinen hingestreckt.
Er starrt empor, krampfhaft umschlungen
Hält seine Hand das Blatt geborgen.
„So ist's doch wahr! Ich hab gerungen,
Sie sind befreit, es ist gelungen,
Ich hab den Tod zurückgeschreckt!“ —

Und lächelnd hat er's kaum entfaltet,
Als stöhnend er zusammenbricht;
Ein Stück, ein Name ist verloren.
„Weh, dennoch das Verhängnis waltet!
Wem hat das Schicksal sich geschworen?
Wen hat's zum Opfer sich erkoren?
Wen? Wen? Umsonst, ich find es nicht!“

Und Tage ziehn dahin und Wochen,
Es steigt, es fällt des Mondes Licht;
Er sinnt und forscht, er grübelt bange,
Kein Zauberwort bleibt ungesprochen.
Noch nie ward ihm ein Mond so lange;
Sein Aug ist matt und bleich die Wange,
Er sucht umsonst und findet nicht.

„Noch einen Tag, so muß ich's sehen,
O glänzte erst sein Morgenrot!“
Da fühlt er seine Kraft geschwunden,
Sieht, wie die Freunde weinend flehn.
„Weint nicht,“ ruft er, „ich werd gefunden!
Sich opfern heißt's, ich hab's gefunden“ —
Und lächelt selig und ist tot.



Heine.

Prolog, gesprochen in der Literarischen Gesellschaft zu Hamburg
zur Feier des hundertsten Geburtstags Heines.

Die Nacht ist still. Die Wolken ziehn am Himmel
Und halten ihr die Sternenaugen zu,
Daß sie verstohlen nur herniederblinzeln.
Des Rheines Wogen rauschen aufgeregt,
Als ob verborgen wundersame Schätze
Von ihrem Grund empor sich lösen wollten.
Sie drängen aneinander sich vorüber,
Sie schieben, stoßen sich und stürmen vorwärts,
Und als sie bis nach St. Goar gekommen,
Will jede an das andre Ufer springen:
Seht da! Seht da! Dort steht es! Es ist wahr!

Da steht's, gespenstisch unterm schwarzen Felsen
Der Lorelei, ein bleich Gebild, hochragend,
Ringsum noch tief verdeckt. — Ein Denkmal ist's,
Und wenn der Morgen leuchtend in das Tal
Herniedersteigt, soll seine Hülle fallen.
Doch in der letzten Stunde dieser Nacht
Da kommen einmal alle Geister noch,
Die es bekämpft und die's erstritten haben.

Da sind sie schon. Hört ihr's wie Hämmer Klirren?
Es schleicht sich heimlich an dem Sockel hin,
Es ballt die Fäuste drohend, wild empor,
Und schwarze Vögel flattern um die Spitze,
Und heiser krächzt es: „Nieder mit dem Denkmal,
Dem Denkmal eurer Schmach! Warum steht's hier?
Weil er, wo andre fromm geglaubt, gespottet?
Weil er verhöhnt, was andre heiß ersehnt?
Weil er ein Fremdling war in unserem Volke
Und nie empfand, was deutsche Herzen fühlen?“

Doch horch! Da kommt's rheinaufwärts hergezogen,
Ein wundersamer Klang, ein Sehnsuchtslaut,
Ein deutsches Lied: Ich weiß nicht, was soll es be-
deuten —

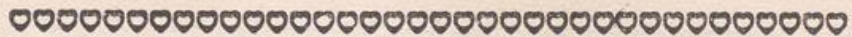
Der Mond bricht strahlend durch die Wolkenhüllen,
Und schimmernd in dem Lichtmeer zieht ein Kahn,
Und vor dem Denkmal hält er plötzlich an,
Und seltsame Gestalten ihm entsteigen:

In weißem Schleier eine zarte Frau,
Das dunkle Haar umgränzt von Lotosblüten,
Und eine Blume legt sie auf den Sockel.
Und eine Maid mit langen blonden Zöpfen,
Das blaue Aug von Tränen halb umflort,
Sängt einen Lindenzweig am Denkmal auf.
Ein wuchtiger Tritt, ein Kämpfertritt erdröhnt,
Und näher schreitet schnell ein hoher Mann,
Die breite Stirn durchfurcht von ernstern Falten,
Und einen Eichenkranz bringt seine Rechte.

Ein Greis sodann mit langem weißen Bart
 Und hoher Denkerstirn, die feinen Lippen
 Von einem tiefen Schmerzenszug umirrt,
 Wirft eine Rose hin, so duftig, schimmernd,
 Als sei vom Hügel Saron's sie gepflückt.
 Und andre nahn, Gestalten auf Gestalten,
 Seltsame Schemen, wundersame Wesen:
 Satyre, Pane, Nixen, Amoretten.
 Und vorn am Kahn, das schilfbekränzte Haupt
 Behaglich breit gestützt in beide Hände,
 Guckt aus dem Wasser lächelnd, seelvergnügt,
 Der alte Rheingott, guckt und nickt und schmunzelt.
 Die Kleinen Blumen an des Ufers Rand
 Recken die Köpfechen und schütteln sich vor Freude.
 Und leise hebt ein Richern sich ringsum
 Und schwillt zum Lachen an; dazwischen grollt es
 Und schreit und krächzt: „Und doch ist er ein Fremdling!
 Und doch ist's eine Schmach!“ — Da plötzlich braust
 Ein Windstoß her, hochauf schäumt eine Woge,
 Und aus der Woge springt ein stämmiger Schiffer,
 Und schwingt den breiten Hut und stellt breitspurig
 Sich vor das Denkmal hin: „Ahoi! Zurück!
 Ich bring den Gruß vom freien, deutschen Meer!“
 Erschrecken und Verstummen. Wieder dann
 Geficher, Lachen, laut und lauter dröhnend,
 Daß sich der Rhein die beiden Seiten hält.
 Und Stille dann — und alle sind verschwunden.
 Ein goldnes Licht umflutet Tal und Strom,
 Und lachend auf den Bergen steht die Sonne.

Und von dem Rhein her strömt's zum Ufer hin.
Von tausend Schiffen flattern bunte Wimpel,
Von tausend Glocken klingt es nah und fern,
Und festlich frohgeschmückte Scharen ziehen
Zum Denkmal hin und schaun sich schweigend an,
Verständnisinnig.

Und in die Menge fällt ein helles Wort:
„Dem Sänger gilt's der Liebe und der Freiheit,
Dem Sänger gilt's des Rheins, des deutschen Meeres,
Der nun vor hundert Jahren zu uns kam.
Wie Märchen klingt es uns aus alten Zeiten,
Daß man ihm einst den Kranz versagen wollte.
Warum? Weil er gefehlt? Weil er ein Mensch
In Lieb und Haß und Leidenschaft gewesen?
Wer hat gestritten stark und kühn wie er?
Wer hat gelitten heiß und schwer wie er?
Und wer sein Weh so lachend stolz getragen,
Daß er im Ringen mit dem Tode noch
Vom Grabrand uns die schönsten Blüten pflückte?
Nicht ihn zu ehren stehn wir hier, nein, uns.
Wir wollen eine Dankeschuld entrichten
Und uns des Genius freun und seiner Gaben.
So falle Hülle denn und zeig den Sänger!“
Und Jubelrufen, tausendtönig, schallt,
Und ich — erwache . . . Aus der schöne Traum —
Nein, noch nicht aus! Was ich hier vor mir sehe,
Ist's nicht, als ob im Traum es noch geschehe?
Auch wir sind hier, nicht, seinen Ruhm zu mehren,
Wir ehren uns, wenn wir den Dichter ehren.



Kämpfen und Bauen.

Nehemia 4.

Noch stieg die neue Mauer, o Zion, kaum empor,
Noch liegt im Schutt dein Tempel, da dringt
der Feind schon vor.

Siech höhnen uns die Heiden: ‚Die Juden bauen auf,
Doch brechen wir die Mauer, springt ein Schakal
darauf.‘

Nein, nimmer wird sie brechen, was auch ihr Haß
uns schwor,
Es steht ein Gott dahinter, und Männer stehn davor.

Der einen Hand die Kelle, der andern gebt das Schwert,
So bauet und so kämpfet, so seid ihr gut bewehrt.

So kämpfet und so bauet vom Frührot bis zur Nacht,
Und nehmt die Knaben mit euch und stellt sie auf
die Wacht.

Und spritzt auf eure Mauern der Ammoniter Blut,
Und spritzt darauf das eigne, der Mörtel hält fest
und gut.

Leicht fügt sich Stein zum Steine, steigt machtvoll
himmelan;
Stets siegreich ist der Krieger, der auch ein Mauer-
mann.

Bald Schwertschlag und bald Steinflug, so wird das
Werk vollbracht.
Und nehmt mir mit die Knaben und stellt sie auf
die Wacht!"

Loewenberg, Aus jüdischer Seele.



Isaak Löwenthal.

Nach einer wahren Begebenheit.

Anno 13. Im Kolberger Jägerregiment.
Wie schwer's von der Mutter, vom Lieb sich auch
Sie kamen alle dazumal. [trennt,
Und einer hieß Isaak Löwenthal.

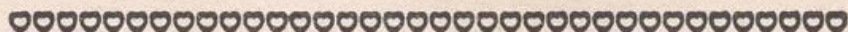
Sie hängten sich an den Namen mit Spott:
„Ein schöner Name! Wahrhaftigen Gott!
Einst grüßt ihn Odin in Walhalls Saal:
Willkommen, Held Isaak Löwenthal!“

Das wurmt ihn, und als sie das erst entdeckt,
Da ward er nur desto mehr noch geneckt.
Er gab's ihnen wieder, er war nicht faul:
„Schad, daß dein Verstand nicht so groß wie dein Maul.“

Da forderten sie ihn mit Schimpf und Hohn.
„Ein andermal, Jungens, ich stelle mich schon.
Wir zogen für so was doch nicht in den Krieg.“
„Du bist ein Feigling!“ — Er hört es und schwieg.

Und ein Tag kam, und ringsum das feindliche Korps.
Der Hauptmann rief: Freiwillige vor!
Und Löwenthal stellt sich als erster voran.
„Wer je mich gefordert, Mann für Mann,
Zeit fordre ich ihn. Nun, Brüder, drauf!
Mir nach!“ — Da stürzt er mitten im Lauf.

Sie setzten auf's Grab ihm ein schlichtes Mal:
„Wir folgen dir, Isaaß Löwenthal.“



Beruria.

I.

Ein Licht ging auf in Juda, Rabbi Meir.
Von nah und fern sind sie herbeigeströmt,
Die noch der Jugend dunkle Locken schmücken,
Und die des Alters Krone silbern ziert,
Um weisheitdürstend seinem Wort zu lauschen.
Kaum faßt der weite Raum der Schüler Zahl.
„Der Rabbi spricht!“ Und alle horchen schweigend;
Verstummt das Murmeln, das Gesumm und Flüstern.
„Warum“, beginnt er, „setzt das heilige Wort
Des edlen Weibes Wert hoch über Perlen?
Was uns der Markt des Tages stündlich bringt,
Ist feil um niedern Preis; nur was da selten
Und reich an inn’rer Güte, schätzt der Kenner,
Und selten ist ein fluges, sittsam Weib.
Dem Manne heil, der solchen Schatz errungen!“
— Sein Blick streift freudig stolz Beruria —
„Denn nur zu wahr ist unsrer Weisen Wort:
Leicht ist des Weibes Sinn und sonder Stete.
Ihr Auge haftet an dem Schein der Dinge,
Sie liebt schon, was gefällt, der Wechsel lockt sie,
Und was sie reizt, dem ist sie unterjocht.“

Drum gab der Schöpfer ihr den Mann zum Herrn,
Daß er die Schwache schütze, stütz und lenke,
Drum hat das heilige Gesetz sie flüglich
Von jeder zeitgebundenen Pflicht enthoben
Und diese nur dem Manne anvertraut.“

„Verzeiht mir, Rabbi, wenn ich widerspreche.“
Elasar sagt's, sein Freund, sein Lieblingschüler,
„Mich dünkt, das Weib sei jener Pflichten ledig,
Weil ihm Natur viel größ're auferlegt,
Und sein Verdienst ist unserm gleich, ist höher,
Indem es duldend sie erfüllt und trägt.
Nicht wankelmütig ist das Weib, nicht schwach,
Ihr Herz ist stärker als des Mannes Geist.
Die Liebe, die den Mann zum Sklaven macht,
Schlingt um des Weibes Haupt ein Diadem,
Und Glück und Gnade fließt von ihrem Thron.“

Der Rabbi wendet lächelnd sich zur Seite:
„Entscheide du, mein Weib, Beruria.
Ich weiß, du bist nicht wie die andern Frauen,
Bist über dein Geschlecht hinausgewachsen
An Weisheit, Kraft und an Gesetzeskunde.
Sag du, wie steht es um des Weibes Sinn?
Ist er nicht schwach und leicht veränderlich?
Der Laune jeder Stunde unterworfen,
Wenn nicht ein stärkerer Wille ihn regiert?
Stärkt Liebe, wie Elasar meint, das Weib?
Vermehrt sie nicht vielmehr noch sein Gebrechen?“

Beruria errötet leicht, sie wirft
Das Haupt zurück, ihr Auge funkelt stolz,
Und trotzig, fiebernd heben ihre Lippen:
„In einem Garten stand ein Ahorn einst,
Von einer Rebe, sagt man, treu umschlungen.
Sie rankte liebend sich um Stamm und Äste,
Und ihre Früchte hingen schimmernd nieder,
Als ob an seinen Zweigen sie gewachsen.

Da sprach der Ahorn eines Tags voll Selbstsucht:
Was wärst du, Schwache, wenn ich dich nicht trüge?
Und doch bist du nicht treu, du läßt die Ranken
Hinüber zu den Brüdern lockend spielen,
Die stolz empor die freien Stämme recken.
Ich wollt, ich wär der schweren Bürde ledig!

Der Herr des Gartens, der vorüberging,
Vernahm das Wort. Er ließ die Rebe sacht
Vom Ahorn lösen. Und was sah der Garten?
Sah einen dürren Stamm, sah kahle Äste.“

„Und was ward aus der Rebe?“ fragt der Rabbi.
„Sie starb, am Fuß des Baumes hingestreckt.“ —



II.

Ein tiefer Unmut faßte Rabbi Meir,
Ein stiller Groll, daß ihn sein eignes Weib
Vor Schülern und Genossen bloßgestellt.
„Die Kluge soll's erfahren, wie sie irrte.
Sie ist zu stark, ich weiß, sie wird nicht fallen,
Doch straucheln wird sie, denn sie ist ein Weib.
Und wie sie dreist vor andern mich erniedrigt,
So will ich vor sich selber sie beschämen,
Daß sie des Weibes Schwachheit frei bekenne.“
Er ruft Elasar her. „Mein junger Freund,
Ich weiß, du liebst Beruria, — fahr nicht
So auf, warum erröten? dich verteidigen wollen?
Du liebst sie, wie du deines Lehrers Gattin,
Die weise, vielgerühmte Frau darfst lieben.
Sag denn, hat's nicht auch dein Herz tief betrübt,
Daß sie des Weibes Schranken übertreten
Und unsrer Lehrer Wort zu meistern wagte?
Du selbst zwar sprachst in ihrem Sinn, mein Freund,
Doch du vergißt, daß nicht die Frauen alle
Sind wie Beruria. Vergleiche nur:
Ihr eignen Tugend, Schönheit und Verstand,
Drei Dinge, die sonst nie vereint im Weibe.

Und doch, wenn's gält, die Probe zu bestehn,
Auch sie erlåg vielleicht wie andre Frauen,
Das Wort der Weisen an sich selbst bestätigend.“

„Nein, Rabbi, Ihr verkennet Beruria;
Mein Leben wollt ich gern zum Pfande setzen,
Daß eh der Libanon im Sturm erzittre,
Als daß sie wanke auf dem Pfad der Pflicht,
Daß man dem Himmel eh die Sterne raube,
Als einen Funken ihrer Treue Glut.“

„Ei, junger Freund, du schwärmst. Kennst du die
Welt?

Kennst du die Weiber? Mich gelüster's fast,
Dich selbst zu einer Probe zu berufen.
Wohlan, ich will's! Dich schmückt, was einer Frau
Begehren reizen kann: Kraft, Jugend, Schönheit
Und jene Scheu, drin ihr Vertraun gern nistet,
Wie's zu dem dunkeln Busch den Vogel zieht.
So prüfe sie mit aller List und Kunst.
Ich bau auf dich und geb dir freie Bahn,
Und wenn's trotz alledem dir nicht gelingt,
Auch nur dir Kleinste Gunst ihr abzurufen,
— Solch eine Gunst, die jedem andern Mann
Aufreizend fühnre Hoffnung wecken würde —
So haben sich die Weisen doch geirrt,
So tat ich Unrecht ihr und allen Frauen
Und will in Demut meine Schuld gestehn.“



III.

Ein schweres Werk beschäftigt Rabbi Meir
Und nimmt ihm Sinn und Denken ganz gefangen.
Kaum einen Blick, ein Wort gönnt er der Gattin,
Mit der er liebevoll sich sonst beraten.
Unmutig wehrt er ihre Fragen ab:
„Elafer weiß es, er ist mein Vertrauter,
Er wird dir Rede stehen, stör mich nicht!“

Sie wendet sich zum Freund, — er weicht ihr aus,
Er meidet sie, die sonst er aufgesucht.
Ein Schreck durchschauert ihn, wenn er sie sieht,
Und schweigsam, zag ist er in ihrer Nähe.
Wie anders war's vordem! Wie hatte offen
Ihr alle seine Sorgen er vertraut,
Ihr von der lieben Heimat oft erzählt,
Von Vater, Mutter und den beiden Schwestern.
Auch über ernste Dinge sprachen sie:
Von heiligen Gesetz und seiner Deutung,
Von weisen Sprüchen und von frommen Sagen.
Sie war sein Lehrer; was er sann und dachte,
Ließ sie mit freiem Worte ihn entwickeln
Und reizte flüchtig ihn durch Widerspruch.

Sie ließ auf falschem Weg ihn sich ergehen,
Ließ ungehindert seine Zweifel wachsen,
Um desto sichrer mit dem stärkern Stamm
Des Irrtums Wurzel aus dem Grund zu ziehen.
Ein Blick nur, eine Frage, und er stuzte,
Sah aus der Irre sich zurecht und lernte
Schnell Recht und Unrecht, Lug von Wahrheit scheiden.

Vordem! doch jetzt? Sie quält sich bange fragend:
Was tat ich denn, daß mich mein Gatte ächtet,
Daß ich dem Freund wie eine Fremde gelte?
Bin ich Beruria nicht, die vielgepries'ne,
Auf deren Wort die Lehrer selber hören,
Die, wohlbewandert in des Wissens Schacht,
In manchem Streite die Entscheidung gab?
Mein Gatte — ich verstehe ihn nicht mehr,
Und Eleasar? Was verscheucht ihn mir?
Sie sinnt und forscht und merkt, wie täglich bleicher
Des Jünglings Wangen werden, wie's geheim
An seinem Marke nagt, ein tiefes Leid,
Ein innrer Kampf ihn zu verzehren droht.
Mit mildem Wort sucht sie ihn aufzurichten,
Und sieht ihn tiefer nur zusammenbrechen,
Und sieht — in Schreck und Wonne packt es sie —
Wie traumverloren sich, ihm unbewußt,
In heißer Glut sein Auge auf sie heftet,
Wie wild Begehren, schmerzliches Entsagen
Aus seinem Blicke leuchten, wie sein Herz
In lohen Flammen auf- und niederwogt.
Sie will mit Zorn ihn, mit Entrüstung strafen,

Und Worte, weich und mild, voll tiefsten Mitleids,
Entquellen ihrem Mund und fachen zitternd
Mit frischem Hauch den Brand noch stärker an.
„Mein armer Freund, sei wachsam, du bist krank!“

Nun will sie selbst ihn fliehn und kann es nicht.
Sie sehnt sich seinem bleichen Antlitz zu,
Sie muß die blasse, matte Hand berühren,
In seines Auges tiefe Gluthen schaun.
Noch eh sie ahnt, daß sie Gefahr bedroht,
Hat schon die Leidenschaft sie fest umstrickt.



IV.

Wie heiß der Tag, wie mild des Abends Kühle!
In wohliger Frische baden sich die Glieder,
Und von des Mondes Dämmerstrahl gelockt,
Erschließen lotusgleich sich die Gefühle,
Die vor der Sonne strengem Blick sich bargen.
Am Gartenfenster sitzt Beruria.
Die Palmenwedel streifen sacht ihr Haupt
Und neigen sich im linden Wind ihr zu.
Tief auf dem Rasen schläft die dunkle Nacht;
Doch in den Büschen glüht's und glitz't und schimmert's
Wie eines holden Traumes wirr Geleuchte.
Hoch durch die Bäume zieht ein heimlich Flüstern,
Und leise Stimmen lallen ihre Sehnsucht;
Ein würz'ger Hauch durchquillt den ganzen Raum,
Man sieht die Blumen nicht, doch fühlt den Duft.

Da regt sich's hinter ihr; sie weiß, wer's ist,
Weiß, daß er lang schon träumend dagestanden.
„Beruria, ich komm zum Abschied,“ haucht er,
„Leb wohl, Beruria, leb wohl!“ Er tastet
An ihres Sitzes Lehne hin; sie schrickt zusammen
Und regt die Hand nicht, die er langend sucht.

„Was treibt so plögllich dich von hinnen, Freund?“
 „Ich muß; Ihr sagtet's selber, ich sei krank.
 Ich geh zu Grunde, wenn ich länger bliebe.“
 „Du sehnst nach deiner Heimat dich zurück?“
 „Ich laß die Heimat, wenn ich von Euch scheide.“
 „Darf ich's nicht wissen, was dich quält, Elasar?“
 „Ihr nicht, und keiner weniger als Ihr!“
 „Ich weiß es, daß ich dein Vertraun verloren.
 Wie anders war es doch in frühern Tagen!“
 „In frühern Tagen war ich glücklich, schuldlos,
 Und jetzt — so elend ist kein Mensch auf Erden!“
 „Elasar! du erschreckst mich, armer Freund.
 Ist's gar so gottlos denn, was dich bedrückt?“
 „Ja, — nein, Beruria, das ist es nicht,
 Sonst hätt's ein Gott mir nicht ins Herz gelegt.
 Was steh ich denn wie ein Verworfenner hier?
 Muß nicht der Keim empor zum Lichte streben?
 Muß nicht das Auge nach den Sternen schauen?
 Ich kann's nicht mit mir nehmen, kann es nicht.
 Ich muß aus deinem Mund mein Urteil hören:
 Beruria, ich liebe dich! — Du springst nicht auf?
 Du weist mich nicht verächtlich von der Schwelle?
 O sag es denn, daß ich nicht ruchlos bin,
 Nicht ausgestoßen aus dem Kreis der Guten!
 Dein Wort gilt wie Gesetz in Israel;
 O sag's, daß ich kein frecher Srevler bin!“
 „Geh heim, Elasar, du bist krank, sehr krank!“
 „Ich weiß es wohl, und drum will ich gesunden,
 Sei du mein Arzt und schaffe mir Genesung.

Gib mir die Hand, o zieh sie nicht zurück!
Wie unter meinem Druck sie bangt und zittert!
Du fürchtest dich vor mir, vor dem Verworfenen?
Kein Wort wollt ich gestehn, nur Abschied nehmen,
Nun drängt's sich immer wieder auf die Lippen,
Was ich wie einer Bluttat grause Schuld
In meines Schweigens Abgrund wollt versenken.
Ich muß, Beruria, ich muß dich lieben!"

„Elasar, liebst du mich, so geh, geh schnell!“
„So würdest du nicht sprechen, fühltest du,
Welch unaussprechlich Weh mein Herz durchzittert,
Wie's wochenlang in mir gekämpft, Verzweiflung
Mit scharfen Sägen gierig mich umkrallt.
Ein gütig Wort, ein Händedruck, ich geh. —
Du weist mich fort, dich drückt des Sünders Nähe,
Leb wohl, Beruria, und verzeihe mir!“ —

Er wankt zur Türe, tief das Haupt gebeugt.
„Elasar!“ schallt's ihm nach, er kehrt sich um,
Da steht sie vor ihm, still und todesbleich,
Und mit dem Blicke des Ertrinkenden
Das Auge hilflos, starr auf ihn gerichtet.
In heißer Glut durchschauert es den Jüngling.
Er streckt begehrend nach dem schönen Weib
Die Arme aus: „Beruria, du — du! —“
Er zieht sie an sich, und sie wehrt's ihm nicht
Und sinkt ihm weinend an die Brust.

Da reckt im Dämmerdunkel an dem Eingang
Sich die Gestalt des Rabbi hoch empor,

Und lächelnd spricht er: „Wie doch klingt der Spruch,
Der vielumstrittne unsrer weisen Lehrer?
„Des Weibes Sinn ist leicht und sonder Stete.
So hab ich meine Wette doch gewonnen!“
Genugtuung und Zorn durchbebt die Worte.
Ein wilder Schrei entfährt Beruria.
„Die Wette? Gaukelspiel war alles? alles!
Du siegst, doch triumphierst nicht, Rabbi Meir!“
Sie stürzt von dannen in das Angemach,
Die Türe hastig hinter sich verriegelnd.
Der Rabbi wendet sich Elasar zu:
„Kannst gehn, mein Freund, hast deine Rolle gut
Gespielt, zu gut fast, will mir dünken.“

Dann tritt er an die Türe hin und horcht.
Wie sonderbar, kein Weinen und kein Schluchzen.
Ihr Schmerz ist stumm, denkt er, weil er zu tief.
Er lauscht und wartet — nicht ein Wort, ein Laut.

„Schließ auf, Beruria, dein Gatte ist's:
Er kommt, in deiner Schwachheit dich zu stützen,
Du bist ein Weib, und ich, — ich kann vergeben.“
Umsonst, nichts regt sich, dunkel ist's und still.
Da packt es ihn mit ahnungsvollem Bangen,
Er bricht die Türe auf, er sucht — und findet
Beruria am Boden liegen, tot,
Den blutigen Stahl noch in der starren Hand.

In wildem Schmerze stürzt er zu ihr nieder,
Umschlingt den teuern Leib mit seinen Armen,

„Beruria, mein Weib, mein starkes Weib,
So galt die Wette nicht, so nicht, Beruria!“
Er streicht die dunklen Locken ihr vom Antlitz,
Er preßt den Mund auf ihre kalten Lippen
Und murmelt sinnverloren: „Meine Rebe,
Sie starb am Fuß des Baumes hingestreckt.“

Zu Hause.





Hafenbrot.

Weit war der Vater über Land;
Schon dunkelt längst die Nacht,
Als er nach Hause fröhlich eilt,
Wo hell das Glück ihm lacht.

Der Kinder Schar umdrängt ihn froh,
Sie küssen ihm die Hand:
„Hast, Vater, du was mitgebracht?“
Und jedes lauscht gespannt.

Und lächelnd hält er sie zurück:
„Sort von der Tasche, Wicht!
Nun ratet einmal, was es gibt.“
„O sag's! wir raten's nicht!“

„Als heut ich durch die Felder ging,
Kam ich am Hagedorn
Beim Hafen her, er backte just
Sich Brot vom neuen Korn.

„Helf Gott!“ rief ich ihm grüßend zu.
„Helf Gott! Freund Wandersmann!“
„Wie geht's?“ „Die Zeiten lassen sich
Nicht übel heuer an.

Komm, kost einmal von meinem Brot.
Sieh, wie so reich mein Tisch!“

„Danke schön, brächt's gern den Kindern mit,
Es riecht so fein und frisch.“

„So nimm's und sag, ich hätt's geschickt
Aus grünem Seldrevier;
Sie sollten brav und fleißig sein,
Und grüß sie hübsch von mir!“

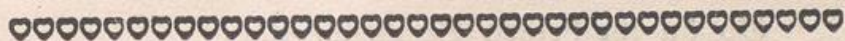
Und aus der Tasche, drin sich stets
Die Hoffnung lüstern stahl,
Zog uns der Vater einen Rest
Vom kargen Tagesmahl.

Sei, wie begehrlieh führten wir
Das dürre Brot zum Mund!
Wie knupperten wir froh daran
Uns fast die Zähnelein wund!

Wie süß, wie köstlich haben da
Die Bröcklein uns geschmeckt!
So reich ward nimmermehr seitdem
Uns je der Tisch gedeckt. —

Und doch hat man auch später noch
Oft harte, dürre Krust
Statt eines Bissens frischen Brots
Zu geben uns gewußt.

Doch, wenn wir's kaum zu Mund gebracht,
Die Täuschung schon zerging.
— Es war nicht Liebe, die es gab,
Nicht Glaube, der's empfing.



Des Vaters Gebetbuch.

Dein Todestag! In meinen Händen
Halt ich ein Büchlein, alt und schlicht.
Wie fremd und seltsam sind die Zeichen,
Und hör so klar doch, was es spricht.
Dein Büchlein war's. Erinnerungen
Umfluten mich wie Wogenbrand,
Und jede Welle trägt ein welkes,
Doch duftiges Blatt mir an den Strand.

Ich seh, wie du im Morgenrauen
Fortwandertest tagaus, tagein,
Wie müde du nach Hause kehrtest
Spät abends bei der Sterne Schein.
Da warteten wir bange Stunden
Und wollten nicht zur Ruhe gehn,
Bis wir, ob auch der Schlaf uns lockte,
Dein liebes Antlitz erst gesehn.

Wie du um fargen Lohn des Tages
Dich bitterlich gemüht, gequält,
Wir hätten's nie geahnt, wir Kinder,
Wenn's nicht die Mutter uns erzählt.

Ob du im heißen Sonnenbrande,
Im Wintersturme zogst hinaus:
Die Freude lag auf deinem Antlitz,
Sobald du wieder kamst nach Haus.

Dies Büchlein hat dich treu begleitet,
Draus sagtest du dein fromm Gebet,
Fast oft aus ihm auf stillen Wegen
Um deiner Kinder Glück geseht.
Und wenn des Unglücks Nacht dir dräute,
Umdrängten Sorgen dich zuhauf:
Ein Blick hinein, — du hofftest wieder,
Und deine Sterne gingen auf.

So ward's dir leicht, trotz Sturm und Wetter,
Des Lebens graden Weg zu gehn;
Ich irr umher in Nacht und Nebel
Und kann den Leitstern nicht erspahn.
Komm, Büchlein, laß ans Herz dich pressen!
Wird mir dein Wort auch nicht Gebet,
Ich fühl es, daß aus deinen Blättern
Ein Segenshauch des Vaters weht.



Der Mutter.

Am Meer.

Ich bin mit dir am Meer gegangen,
Mein Arm, o Mutter, dich umfing;
An deinen hagern, bleichen Wangen
In Sorgen schwer mein Auge hing.

Es gaben zwei dir das Geleite,
Wir wandelten im Abendrot,
Ich ging dir an der einen Seite,
— Und an der andern ging der Tod.

Du ahntest nichts; voll Lust am Leben
Hast du auf's Meer hinausgespäht,
Und deiner Lippen wortlos Beben,
Dein Blick war wie ein Lobgebet.

Du sprachst von deinem Enkelknaben,
Dein Auge strahlte Seligkeit,
Vom Vater, schon so lang begraben,
Und von der eignen Jugendzeit.

Ich legte sonder Scheu dir offen,
War's auch verwelkt schon und bestaubt,
Mein tiefstes Sehnen und mein Hoffen,
An das ich selbst kaum mehr geglaubt.

Und zwischen unsre leisen Worte
Des Meeres Brausen laut erklang,
Bis durch der Abendröte Pforte
Der Tag in Träumen niedersank. —

Und immer, fehr zum Meer ich wieder
Umweht's wie Heimatluft mich traut:
Im Rauschen seiner ewigen Lieder
Hör ich der Mutterstimme Laut.



Sabbatruh.

In meines Lebens wilde Stürme
Bricht oft ein Friedensklang herein,
Da muß ich meiner Mutter denken,
Und alle Schmerzen schlafen ein.
Und mild seh ich's von ferne leuchten.
Da zieh ich aus die Wanderschuh
Vor meiner Kindheit heiligem Boden —
Willkommen, süße Sabbatruh!

Vom Kleinen Zimmer strahlt die Lampe,
Die siebenarmige, hell hinaus.
Und vor ihr steht die Mutter betend
Und breitet ihre Arme aus.
Des Lebens staubbedeckte Sorgen
Verschloß sie in des Werktags Truh,
Und frei und fröhlich jauchzt die Seele:
O Licht und Freud und Sabbatruh!

So hoffte sie von Woch auf Woche,
So ging sie ihren Pilgerpfad,
So trug sie leicht die schwerste Bürde;
Und als der Tod sich ihr genah,

Ein Lächeln überslog ihr Antlitz,
Sie schloß die müden Augen zu
Und sang — tat sich schon auf der Himmel?
„O Licht und Freud und Sabbatruh!“

In meines Lebens wilde Stürme
Bricht oft ein Friedensklang herein,
Da muß ich dein, o Mutter, denken,
Und alle Schmerzen schlafen ein.
Und mir auf's Haupt, wie einst vor Jahren,
Legst linde deine Hände du,
Und mich umfängt wie Muttersegen
Ein Ahnen ewiger Sabbatruh.



Alles zum Guten.

Alles zum Guten! Wie oft, o Mutter,
Hört ich aus deinem Mund das Wort.
Wollt dich das Schicksal niederdrücken,
War es dir stets ein Halt und Hort.
Und oft hab ich's dir nachgesprochen,
Im Jugendsinn, dem frohgemuten,
Ob Sorgen quälten, Treubruch schmerzte:
Alles zum Guten!

Und doch, das Wort ist Trug und Lüge!
Heim kam ich, doch kein Heim war's mehr.
Wo war der Sonnenschein geblieben?
Kings alles düster, alles leer.
Um deinen Sarg schlang ich die Arme,
Das Herz wollt schier vor Weh verbluten,
Und schluchzend rief ich, qualzerrissen:
Wem denn zum Guten?



Frühlingsmahnung.

Es war ein Herbsttag, warm und duftig;
Ich kann der Stunde nie vergessen,
Da unterm Apfelbaum im Garten
Zum letzten Male du geseßen,
Der Sonnenstrahl glitt durch die Zweige
Und legte sich auf's Haupt dir lind,
Ein Blatt fiel leis vom Baum hernieder,
Im Grase spielte dein Enkelkind.

Da flog ein Schimmer mild verklärend,
Hin über deine bleichen Wangen,
Dein Auge glänzte freudig helle
Als wie in Tagen, längst vergangen.
Und leise sprachst du: „Nicht seit Jahren
Stand er mit Früchten so geschmückt,
Wie schön ist's doch, im Herbst zu sterben,
Wenn uns Erfüllung reich beglückt!“ —

Nun seh ich heut im Lenze wieder
Den Baum in lichten Blüten stehen;

Und frohes Hoffen, tiefe Wehmut
Durch meine Seele zitternd gehen.
Ich fühl's beglückend und erhebend
Wie frommen Segen auf mir ruhn
Und möcht gern allen, allen Menschen
So recht was Gutes und Liebes tun.



Ein Geburtstag.

Wie er auch fiel, in jedem Jahr
Palmsonntag der Mutter Geburtstag war.
Das war ein Tag helleuchtend und warm!
Ein Bündel von Freuden in jedem Arm,
Sprang lachend er durch das Fenster herein,
Und in jedem Winkel war Sonnenschein.
Da läuft's in den Stuben hin und her
Und stopft die Taschen von Kuchen uns schwer,
Da steigt's treppauf, treppab im Haus
Und teilt im Vorbeigehen Küsse aus,
Und in allem, was jubelt und tanzt und sich freut,
Klingt's leise: Der Mutter Gebutstag ist heut!

Längst schläft die Mutter am stillen Tag;
Palmsonntag ist immer noch Feiertag.
Da kommt der Frühling mir in das Land:
In weichem, faltigem Nebelgewand
Gleitet über die Erde sein Fuß,
Sein Blick ist Frieden und Segnen sein Gruß.

Und mit ihm ein Dufteu und Singen schwebt,
Und leise hallend vom Grund sich's hebt,
Als ob tausend Hände Klingeling fein
Anstießen mit Gläsern voll goldenem Wein.
Und tief aus der Erde ein Sehnsuchtschrei bricht,
Ein Dürsten und Ringen nach Liebe und Licht.



Gute Nacht.

Wie Glockenklang vom Meeresgrunde
Ein Wort durch meine Seele zieht,
So wehmutsvoll wie Abendstimmen,
So mild als wie ein Schlummerlied,
Es weht mir zu auf allen Wegen,
Im Sturmgebraus, im Säuselwind,
Und selbst im Traume klingt es wieder:
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Wenn nach des Tages muntern Spielen
Der Knabe müd zur Ruhe ging,
Nach manchem Drohen erst und Bitten,
Ob auch der Schlaf am Auge hing,
Dann rief ich's von der letzten Stiege
Hinunter noch einmal geschwind,
Und fröhlich kam die Antwort wieder:
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Und saß der Jüngling bei den Büchern,
Ob noch so spät sein Blick auch glitt
Von Blatt zu Blatt hin, eifrig forschend,
Ich hörte doch den leisen Tritt,

Das Lauschen an der Türe hört ich,
Ich wußte, wer da sorgt und sinnt,
Hinüber und herüber klang es:

Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Dann kam die Zeit, da ich geseßen
An deinem Bett, wie lang, wie oft!
Hielt deine bleiche Hand umschlungen
Und hab verzagend noch gehofft;
Sah dir ins müde, liebe Auge,
O, komm doch, Schlaf, erquickend lind:
Er kam; — zum letzten Male klang es:

Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Wie Glockenklang vom Meeresgrunde
Ein Wort durch meine Seele zieht,
So wehmutsvoll wie Abendstimmen,
So mild als wie ein Schlummerlied.
Und kann ich keine Ruhe finden,
Wenn Gram und Sorge mich umspinnt,
Dann hör ich's raunen, Frieden bringend:

Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!



Von ihren Leuten wohnt hier Keiner mehr.

Zum Heimatsdorf war ich nach langer Trennung
Mit meinen beiden Knaben froh gewandert.
„Das, Jungens, sind die Straßen, drin ich spielte,
Das ist das Haus, in dem ich groß geworden,
In dem es Brot und Prügel gab und Küsse.
Das ist der Baum, auf den ich kühn geklettert,
An dem ich mir die Hosen oft zerrissen,
Als ich ein Knirps, ein Schlingel war wie ihr.“
Sie sehen mich mit fremden Augen an
Und fragen still: Ist's wirklich wahr denn, Vater?
Bist du einmal so klein wie wir gewesen? —

Und suchend zieh mit ihnen ich durch's Dorf.
Aus jeder Tür, aus jedem Hof und Garten
Springt die Erinnerung grüßend auf mich zu,
Und alles lebt, was einst mit mir hier lebte.

Da nahn wir uns dem kleinen Gotteshaus.
Wie fremd schaut es mich an! Die Mauerpforte,
Die sonst stets offen stand, ist fest geschlossen.
Wie ich mich gegen sie auch stemm, sie weicht nicht,
Ein alter Bauer geht vorbei und sagt:

„Von Ihren Leuten wohnt hier keiner mehr.“
Die Jungen sehn mich fragend, bittend an,
Da helf ich ihnen auf die Mauer klettern
Und springe selber in den kleinen Hof.
Brennesseln, Disteln halten mich gefangen,
Daß ich zur Türe mir den Weg muß bahnen,
Auch die verriegelt, fest, trotz allen Rüttelns.
Von Ihren Leuten wohnt hier keiner mehr. —
Und während ich des Wortes denk und sinne,
Da kommen sie gegangen, still andächtig,
Die Männer, Frauen und der Kinder Schar.
Ich muß sie kennen, nein, ich kenn sie nicht;
In fremder Tracht, gebückt, in scheuer Angst,
Den Mund verbissen, doch die Augen hell,
Wie tiefster Sehnsucht voll nach Licht und Leben,
So gehen sie daher in langer Reihe,
Geschlechter um Geschlechter, still vorüber.
Und endlich, ja die kenn ich, jung und alt,
Und groß und klein, auch dich und dich und dich
Und alle ziehen zu der Tür hinein.
Und drinnen fängt ein Summen an und Singen.
Und ganz zuletzt kommt auch der Vater her,
Mit seinem schweren, müden Sorgenblick
Und mit dem hellen Angesicht die Mutter.
Ich beuge mich, als sollten sie mich segnen. —
Und als ich aufschau, ist die Türe zu,
Und von der Mauer tönen helle Stimmen:
Komm, Vater, komm! Wir wollen weitergehn.

Ein neues Haus.

(Meinem Bruder.)

Ein neues Haus! — Vor meinen Blicken
Seh ich das alte sich erheben,
Vom hohen Nußbaum überschattet,
Umfränzt von dunkelgrünen Reben.

Da zwitschern am Gesims die Schwalben,
Die ihre junge Brut bewachen,
Und aus des Gärtchens dichter Laube
Tönt eurer Knaben jauchzend Lachen.

Wie traut die Kleinen Räume grüßen,
Drin sorglich still die Hausfrau waltet,
Drin Liebe, Gastlichkeit und Frohsinn
Ein friedumhegtes Heim gestaltet!

Manch reines Glück hält es umschlossen
Und manchen Kummer, manchen Jammer:
Die Wiege eures Erstgeborenen
Und unsrer Mutter Sterbekammer. — —

Nun steht das neue Haus vollendet,
Und stattlich seht ihr's vor euch prangen;
Doch sorgend geht durch eure Seele
Ein Zweifeln und ein leises Bangen:

Was wird uns diese Stätte bringen?
Wird nicht verscheucht das Glück entfliehen? —
Seid heitern Muts, die guten Geister
Sie werden alle mit euch ziehen.

Ob manche Hoffnung taube Blüte,
Erfüllen wird sich manches Träumen,
Gedeihen werden eure Knaben
Und wachsen mit den jungen Bäumen.

Wenn dann im Anschau eures Glückes
Sich jubelnd will die Seele weiten,
Mög über eure helle Freude
Auch tiefer Wehmut Schatten gleiten:

Wie viele sind's, die ausgeschlossen
Von dieser Erde reichen Gaben,
Die heiß mit blutigen Händen ringen,
Am Bissen Brotes sich zu laben,

Die sehrend aus den düstern Gassen
Nach einem Sonnenstrahle schauen —
Noch vieles gilt es einzureißen
Und viel noch, vieles aufzubauen.



Auf einem alten Wege.

Ein heißer Julitag, die Sonne blickt
Vom weißen Himmel wie durch einen Schleier,
Als berge sie sich vor der eigenen Glut.
Die Luft hängt zitternd voller Lerchensang.
Die Sense surrt im Korn, der Wagen knarrt,
Es duftet ringsum wie von frischem Brot.

Ich geh den Weg, den ich vor langen Jahren
Als Kind tagaus, tagein gegangen bin.
Wie nah die Bäume bei einander stehn!
Wie kurz die Strecke zwischen Dorf und Wald!
Und eh ich mich noch ganz zurechtgefunden,
Kommt's aus der Zeiten Dämmer hergeschritten
Und winkt mir zu und fragt: Kennst du mich noch?

Da wankt zuerst ein alter Mann daher,
Gebückt am Stock, bepackt mit schwerem Bündel,
Die Stirn durchfurcht von tiefen Sorgenfalten.
Mein Vater! — In der Kehle bleibt's mir stecken,
Ein Schauer rüttelt mich, ich neig das Haupt
Und grüß ihn feuchten Augs in stummer Ehrfurcht.
Und andere kommen, mancherlei Gestalten:
Der greise Fuhrmann, der mich oft beglückt:
„Sitt up, min Jung!“ — Nun fährt er still vorüber;

Die junge Bäurin aus dem Pachthof drüben,
Die manchen kühlen Trunk mir lächelnd reichte;
Das Bettelweib mit schwarzem, struppigem Haar,
Die ich stets scheu gegrüßt und doch gern sah,
Weil sie am Wege alle Nester wußte.
Und höhrend fragt, im Dornbusch halb versteckt,
Der Hirtenjung mich an, mit dem ich mich
So oft geprügelt und so oft vertragen.
Und viele, viele andre seh ich noch,
Und alle ziehen stumm den Pfad hinab,
Wo hinterm Heckengang der Friedhof liegt.

Und ganz zuletzt kommt noch ein Knabe her,
Das Käuzel auf dem Rücken, in der Hand
Ein Buch und springt mit Lachen mir zur Seite.
„Wohin, mein Junge“ — „Nach der Schule, Herr.“
„Was willst du werden?“ — „Nein, das sag ich nicht.“
Und aus den Augen leuchten tausend Träume.
Du armes Kind, sie werden doch nicht wahr!
Doch träume nur, Traum ist des Lebens Glück.
Und wandert, wandert immer mir zur Seite
Und schaut mich still mit großem Auge an.
Ich blick voll Sehnsucht in sein schuldlos Antlitz,
Mir ist so wohl, da ich ihn bei mir weiß.

Und plötzlich überfällt mich eine Angst,
Ich könnt auch ihn verlieren wie so vieles,
Und wie ich seine Hand ergreifen will,
Kennt er davon und ist im Wald verschwunden.

Wer war es nur? Wo sah ich ihn doch schon?
So nah bekannt und doch so traumhaft fern. —
Jetzt kenn ich ihn. — O goldne Jugendzeit,
O Knabenträume! Ach, wie bin ich müd!

Die Erntesonne brennt, die Sense surrt.
Ich setz mich auf den nächsten Wegstein hin
Und starre wehmutsvoll den Pfad hinab,
Wo hinterm Heckengang der Friedhof liegt.



Zu Hause.

Die Stirne glüht, es kocht das Blut,
Mir ist wie zum Ersticken.

Sprecht nicht: Ertrag's mit stolzem Mut,
Und du mußt dich darein schicken!

Ist's auch ein Name nur, ein Wort,
Es klingt wie Mörder und Diebe.

Ist's auch ein Blick nur, er jagt mich fort
Und brennt wie Peitschenhiebe.

Wir sind noch immer ins Ghetto verbannt
Wie in der Väter Tagen.

Wie konnten trotz Solter und Scheiterbrand
Die Armen so lang nur es tragen?

Wie war's nur möglich, wie hielten sie's aus
Sinter den schmachvollen Planken?

Still, still, da steht mein kleines Haus,
Nun die Stirn rein und rein die Gedanken.

Und da stürmt mein Junge jauchzend heran —
Halb bin ich von Leid schon genesen,
Und da lächelt mein Weib holdselig mich an,
Und ich weiß — wie's möglich gewesen.



Im Kreise.

Beim Friedhof kam ich her mit meinem Knaben.
„Sag, Vater, werden Tote hier begraben?“
„Ja, Kind.“ „Und, Vater, als du selbst noch klein,
Grub man auch damals schon die Toten ein?“
„Gewiß, mein Kind.“ „Und bald, so übers Jahr,
Dann kommst du in die Erde auch, nicht wahr?
Dann wirst du auch ein seliger Vater sein?“
„Vielleicht, mein Kind.“ „Dann kriegst du Blumen
Dann muß ich auch Gebete für dich sagen, [sein,
Und immer feine Trauerkleider tragen.“
Er spricht's so fröhlich, seine Blicke leuchten,
Mir will sich schon das Auge heimlich feuchten,
Da fährt er fort, und stolz glänzt sein Gesicht:
„Ich werd doch auch mal seliger Vater, nicht?“
Ich leg die Hand ihm auf die Schulter leis,
Und denk' gemut: Kein Ende, nur ein Kreis.



Meinem Jungen.

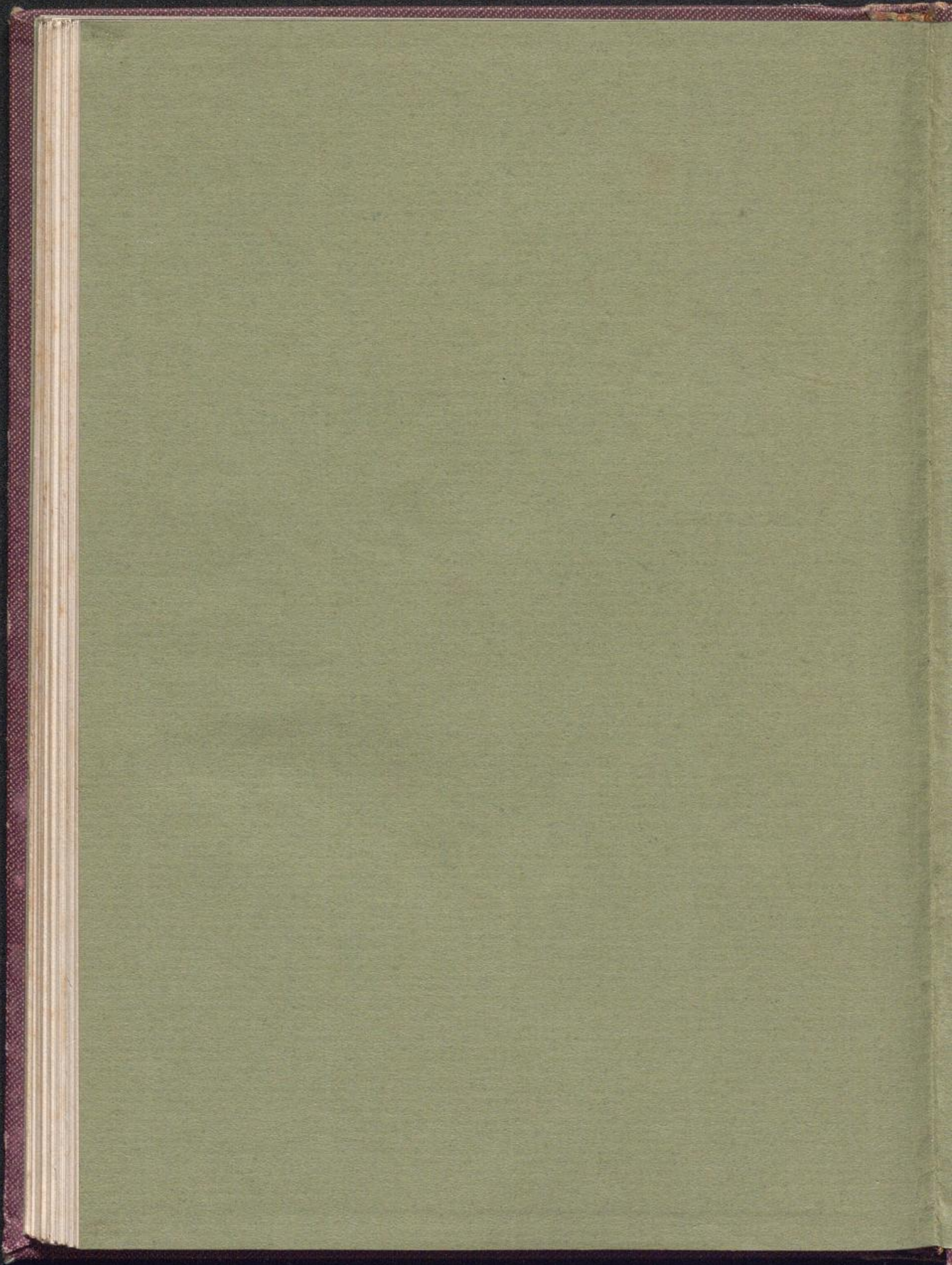
Mein Junge spielt zum erstenmal allein
Heut vor der Tür im hellen Sonnenschein.
Bin ich ein Kerl! so blickt er stolz umher.
Wenn nur die Welt so furchtbar groß nicht wär!
Und wie er kühn sein Reich durchwandern will,
Da schreit's „hepp, hepp!“ ihm nach, verhöhrend, schrill.
Noch kennt er nicht das Wort, doch in dem Ton
Spürt er bestürzt des Hasses Stimme schon.
Er schrickt empor, er ballt die kleine Faust
Und sucht umher; ich seh's, ihm bangt, ihm graust.

Komm her, mein Kind, laß dir ins Auge schaun.
Noch liegt darin ein grenzenlos Vertraun,
Ein heiliger Glaube und ein froher Mut:
Wie ist doch alles um mich schön und gut!
Dies Aug ein See, drin sich der Himmel malt,
Der leuchtend alle Sterne widerstrahlt.
Ein Schmerz faßt mich, ein Zorn, ingrimmig, wild,
Wie bald zerstört die Welt das reine Bild!
Das Wort, das heute ihn zuerst beirrt,
Ist so ein Stein, mit dem's zertrümmert wird,
Mit dem man in sein Heiligtum ihm bricht —

halt fest, mein Kind, verlier dich selber nicht.
 Die Scharte nur, die du dir selbst versetzt,
 Wird nie im Leben wieder ausgewegt.
 Ob auch die Menschen in dir untergehn,
 Der Mensch soll um so herrlicher erstehn.
 Du hast noch immer mehr, als man dir raubt,
 Behältst du nur, was du einst rein geglaubt.
 Und reißt man dir die Blüten aus dem Garten,
 Wir sind vom alten Stamm, wir können warten.
 Es kommt ein Sommer wohl, ein Herbsttag blinkt,
 Der Blüten dir zugleich und Früchte bringt.
 Sei fest, sei stolz, und eins noch laß dich lehren:
 Dich wehren, Jung, dich wehren!

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.





159v



03SR1377



P
03

Loewenberg, Aus jüdischer Seele

SR
1377